



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

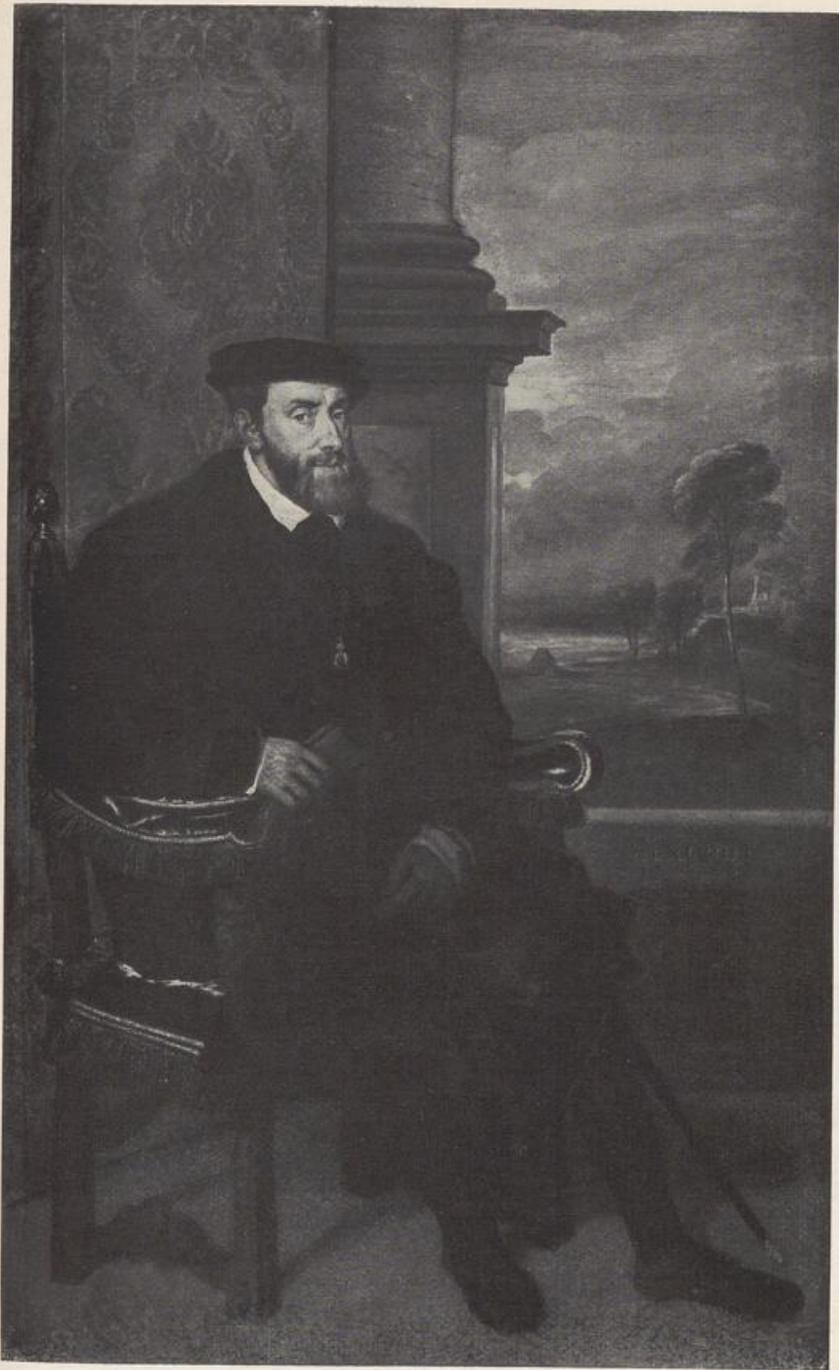
12. Enttäuschungen und Abschied vom Leben

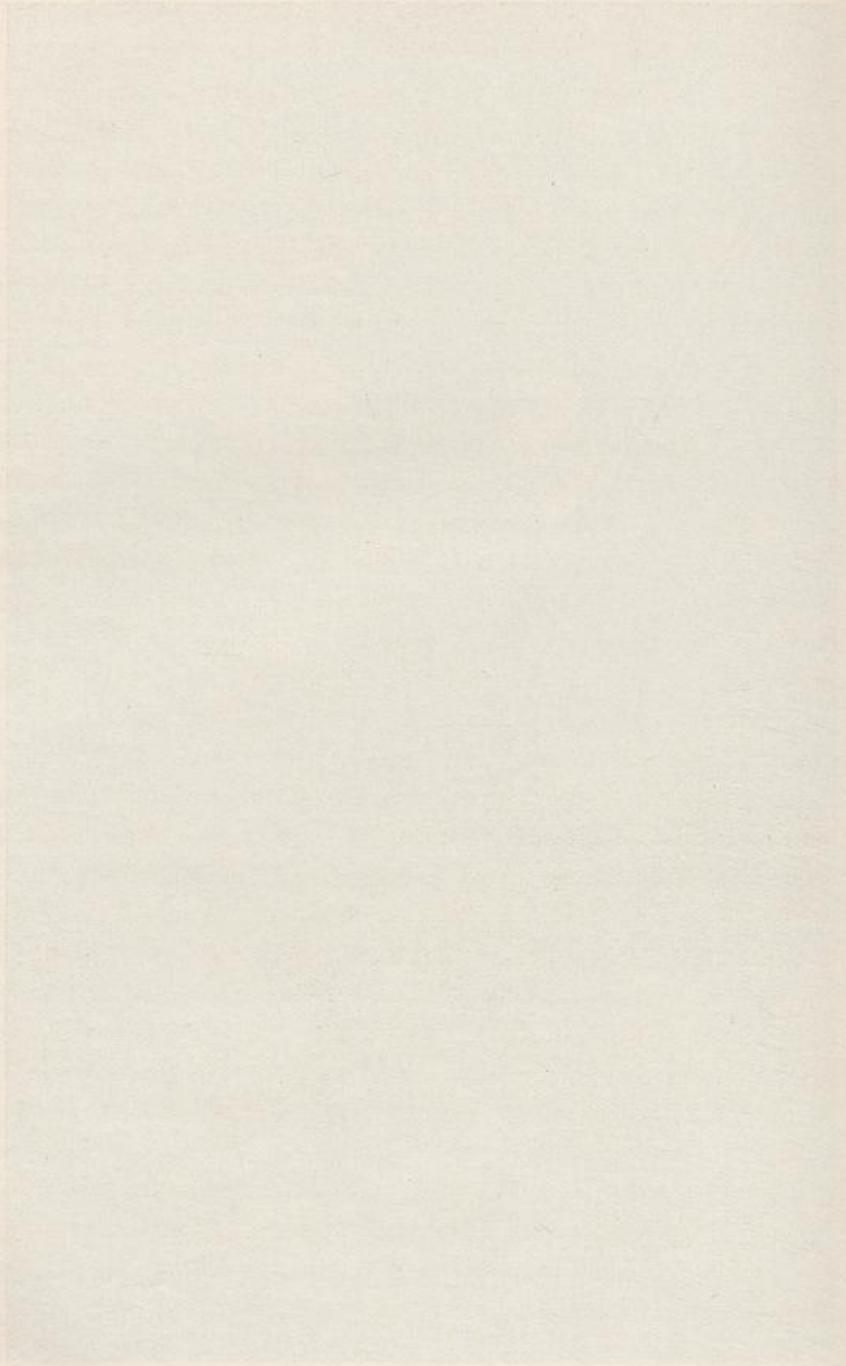
[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

12. Enttäuschungen und Abschied vom Leben

Als Karl V im Sommer 1550 langsam den Rhein hinauffuhr, um sich noch einmal zu einem Reichstage nach Augsburg zu begeben, diktierte er auf dem Schiffe seinem Begleiter Wilhelm van Male die ersten Blätter der Erzählung seines Lebens. Er begann ganz zwanglos und unvermittelt und doch sehr bezeichnend: „Seit dem Tode König Philipps gab es verschiedene Kriege in den Niederlanden, in denen Kaiser Maximilian mit gewohnter Tapferkeit die Franzosen besiegte.“ Damit ging seine *Vita nuova*, sein wahres Leben an, das seinen Sinn erhielt nicht aus irgendeinem inneren Erlebnis, sondern allein aus der rechtlich erheblichen Tatsache seiner Berufung zur Regierung mit dem Tode des Vaters. Wie er dann noch unterwegs und später in Augsburg Jahr an Jahr reihete, nach und nach breiter wurde, kein familiäres oder persönliches Erlebnis von Bedeutung vergaß, seine Taten und Leiden, Reisen und Sichtenfälle mit der gleichen fast pedantischen Genauigkeit buchete, gab er sich mit der Annäherung an die Gegenwart immer mehr dem politischen Interesse hin. So wurde die Darstellung langsam gehaltvoller, ausführlicher, mehr durchsetzt von Urteilen, wo er sich in der Erinnerung den lebstvergangenen Dingen, der Auseinandersetzung mit Cleve, mit Frankreich, mit dem Papste und den deutschen Protestanten zuwandte. Er versenkte sich noch einmal in alle diese Kämpfe. Die Kriege von 1543, 1544, 1546 und 1547 waren ihm noch lebendige Wirklichkeit. Die Memoiren gehen fast in ein Kriegstagebuch über, das wohl auch zugrunde lag. Dieses Verweilen bei den Operationen, Überlegungen, einzelnen Kampfhandlungen, den Unterlassungen der Gegner und der eigenen Führung kennt keine besondere Tendenz; es ist nichts als die stolze Erinnerung an diese Lage der Erfüllung und das Nachzittern der Gespräche darüber.

Der mittelalterliche Mensch in Karl V mit seiner kirchlich-religiösen Haltung und der Betrachtung seiner selbst im Spiegel des Sohnes ist uns genügend in seinen politischen Testamenten entgegengetreten. Die Memoiren dagegen haben etwas Renaissancehaftes in ihrer Tatsächlichkeit, ihrem Pragmatismus, ihrem Anschluß an die Ideale humanistischer Geschichtsschreibung nach Art des





Liv
lich
frü
Be
lan
übe
Me
Lui
die
wer
mit
C
wo
Au
hie
nie
nac
in
.
Et
anf
die
Rö
Un
nie
und
sein
Ep
ver
ein
ab
nac
De
Na
in

Livius, Callust oder Cäsar, besonders in der Bevorzugung des Kriegsgeschichtlichen. Auch in der Schätzung des Nachruhms. Hier ist die Stelle, wo das früh entwickelte Hochgefühl des burgundischen Edelmanns mit seinem heißen Begehren nach Ehre und Ruhm übergegangen scheint in das antike Verlangen nach dem Weiterleben in der Geschichte. Nicht umsonst begleiteten ihn überall seine Kosmographen, Chronisten und Historiker, seine Dichter und Maler; er schätzte den Geschichtsschreiber des Schmalkaldischen Krieges, Don Luis d'Avila, der ihn verherrlichte. Man erkennt aber deutlich, wie der Kaiser diese innere Umformung mit Unbehagen und Gewissensbedenken empfand, wenn er später den Jesuiten Francisco Borja fragte, ob diese Beschäftigung mit dem eigenen Leben nicht sündhaft sei.

Ein Renaissancemensch ist er bei aller Berührung mit ihrer Kultur nie geworden. Van Male hoffte vergebens auf den Auftrag zur Übersetzung der Autobiographie in das Lateinische und zur Veröffentlichung. Der Kaiser behielt diese Blätter unter Verschuß, sandte sie 1552 seinem Sohn nach Spanien und beschäftigte sich später noch mit ihnen. Dann sind sie verschollen, nachdem wenigstens eine portugiesische Übersetzung davon gemacht war. Nur in dieser Form haben wir sie.

Hören wir aus dem Schluß dieser Denkwürdigkeiten in ihrem trockenen Stil die Erzählung dessen, was sich an den Augsburger Reichstag von 1548 angeschlossen.

„Vor der Abreise des römischen Königs ordneten die Majestäten unter sich die Verheiratung der ältesten Tochter des Kaisers mit dem ältesten Sohne des Königs, seines Bruders, der sich gegenwärtig König von Böhmen nennt. Und wie der Kaiser die Absicht hegte und den Wunsch, den Prinzen von Spanien, seinen Sohn, kommen zu lassen, damit er selbst seine Länder kennen lerne und seinen Untertanen bekannt werde, so bat er seinen königlichen Bruder und seinen königlichen Schwiegersohn, freundlich darin zu willigen, daß dieser nach Spanien ginge, sich dort verheirate und während der Abwesenheit des Prinzen verweile, um im Namen des Kaisers jene Königreiche zu regieren, womit sie einverstanden waren. Als bald reiste der König von Böhmen von Augsburg ab, um über Italien und dann zu Schiff von Genua nach Barcelona, zu Lande nach Valladolid zu kommen, wo die Hochzeit gefeiert wurde.“

„Der römische König begab sich kurz danach zu seinen Angelegenheiten. Der Kaiser blieb noch einige Tage, um das zu ordnen, was noch übrig war. Nachdem auch das geschehen, reiste er von Augsburg ab, beließ 2000 Spanier in den festen Plätzen von Württemberg, zog aber die Truppen aus Augsburg

zurück. Als derartig für alles gesorgt war, nahm er die Richtung über Ulm, wo er ebenfalls die Garnison aufhob, um einen Teil mit sich zu nehmen, wandte sich nach Speyer und dann Rhein abwärts nach Köln. Das war das neunte Mal, daß er diesen Weg zurücklegte, und das achte Mal, daß er in die Niederlande heimkehrte. Er traf seine Schwester zu Löwen, begab sich von dort nach Brüssel, um sich den Geschäften insbesondere der Niederlande hinzugeben."

In der Tat verweilte der Kaiser nun von Ende September 1548 bis zum Mai 1550, mit Ausnahme einer längeren Rundreise während des Herbstes 1549, in Brüssel. Im Juni 1550 begab er sich zurück ins Reich. Inzwischen hatten sich seine Ansichten über das zukünftige Verhältnis der beiden Linien seines Hauses zueinander, wenn auch nicht grundstürzend geändert, so doch einseitig geklärt.

Prinz Philipp und die spanische Sukzession 1550

In den Testamenten von 1543 und 1544 schwankte der Kaiser noch in bezug auf eine dauernde Vereinigung der Niederlande mit Spanien. Inzwischen hatte er ihr Verhältnis zum Reich neu geregelt, eine Statthaltertschaft Maximilians erwogen, aber zu Gunsten einer Einführung Philipps in diese Länder wieder verworfen. Dafür waren unter dem 29. September 1548 durch die hergebrachten Urkunden und Instruktionen Maximilian und Maria zu Regenten in Spanien bestellt. Hier hatte Maximilian die Kaisertochter heimgeführt, mit der er bis zu seinem Tode in einer trotz allen Störungen glücklichen Ehe lebte, aus der nicht weniger als 15 Kinder hervorgingen. Doch behielt er an seinen spanischen Aufenthalt keine freundlichen Erinnerungen. Die Jahre wurden ihm später erst recht vergällt durch die Dinge, die sich während seiner unfreiwilligen Abwesenheit im kaiserlichen Hause zutragen.

Von Philipp hatte ihm die spanischen Reiche noch übergeben, sich dann auf Anordnung des Kaisers einen burgundischen Hofstaat angelegt, was alle Chronisten als ein besonders bemerkenswertes Ereignis buchten. Die Titel und das Zeremoniell wurden unter Preisgabe der altcastilischen Traditionen in allen Einzelheiten geändert. Die berühmte spanische Etikette der Folgezeit ist also guten Teils burgundisches Erbe.

Philipps Reise über Italien, Trient, München und Augsburg an den Rhein und in die Niederlande glich einem Triumphzug. Herausgeputzte Ehrenpforten, wie man sie einst dem Sieger von Tunis auf seinen Wegen errichtet hatte,

galten nun dem unbekanntem Erben der Kronen seines Vaters. Der zarte unfriede-
rische und gewissenhafte, aber etwas leblose Jüngling nahm die Huldigungen
verlegen, steif und unfreundlich entgegen; man dachte allgemein, es sei Hochmut.

Die Niederlande fand er in einem Zustande des Aufschwungs nach den fürch-
terlichen Erlebnissen der ersten vierziger Jahre. Zwar hatte die Freundschaft
mit England ungünstig auf das Verhältnis zu Schottland gewirkt, doch stärkten
und entwickelten die Niederlande in der Abwehr der Seeräuberei ihre eigene
Flotte. Noch stand man im Frieden mit Frankreich und zugleich im Genuß des
burgundischen Vertrages mit Deutschland. Die Generalstaaten schickten sich
an, dem Kaiser sehr bedeutende Beden zu bewilligen. Er vollendete die pragma-
tische Sanktion über die Vereinigung aller Teile dieser Erblande und empfing
in Ehren seine verwitwete Schwester Eleonore, die einen überaus unfreund-
lichen Abschied aus Frankreich hinter sich hatte. Seine Gefangenen hatte der Kai-
ser in Verwahrung gegeben, Philipp von Hessen in Mecheln, wo ein Fluchtver-
such bald das allergrößte Aufsehen erregte und an allen Beteiligten auf das
schwerste geahndet wurde. Zwischendurch war es eine Sensation, aber politisch
bedeutungslos, daß der vertriebene Muley Hassan aus Tunis beim Kaiser erschien.

Der Herzog von Urschot holte mit großem Gefolge den Prinzen von Spa-
nien aus Bruchsal am Oberrhein zum Einzug in die Niederlande ab. In Na-
mur begrüßte ihn Philibert Emanuel von Savoyen, der des Kaisers besonderes
Vertrauen genoß. Die Königin Marie und die Herzogin Christine empfingen
den Prinzen im Schloß Terwueren, woran sich eine Truppenparade, richtiger nach
dem Stil der Zeit ein Scheingefecht mit Kanonaden, Aufmärschen und Trium-
phen angeschlossen. Beim Einzug in Brüssel ritt der Prinz zwischen Savoyen und dem
Kardinal von Trient, gefolgt von Alba, Arras, Egmont und Horn, ahnungs-
los alle noch in ungestörtem Einvernehmen. Der Erbe Draniens, Wilhelm von
Nassau, freite im nächsten Jahre die einzige Tochter von Karls Feldherrn
Maximilian Graf von Büren, dessen von ihm selbst fast zeremoniell begangenes
Lebensende am 23. Dezember 1548 mit seinen Abschieden, Dankfagungen und
Ehrentranken von der Literatur des nächsten Menschenalters rührend oder
heroisch ausgeschmückt werden sollte.

Zu diesem prachtvoll derben Niederländer bildete der spanische Prinz einen
sonderbaren Kontrast. Er hatte nichts Überströmendes, nichts jugendlich
Frisches. Das Trinken bekam ihm schlecht; aus einem Turnier wurde er be-
wußtlos nach Hause getragen, während er sich in kirchlichen Aufzügen anschei-
nend nicht genug tun konnte. Und doch sah der Kaiser mit Stolz auf seinen
Sohn. Wie er ihn in Spanien schon als Thronfolger hatte annehmen lassen,

so ließ er am 2. April 1550 auch die Niederlande ihm als Erben huldigen — eine joyeuse entrée, der einst nur zu viele Tränen folgen sollten. Was dem Kaiser vorschwebte, daß sein Sohn mit Land und Leuten verwachsen möchte, trat nicht ein. Aber der Kaiser fuhr fort, sein eigenes Leben, die eigene Zukunft mit solcher Liebe in diesen Sohn hineinzudenken, daß er in den nächsten Jahren die weitestgehenden Pläne auch für ein Kaisertum Philipps erwog.

Das Neue daran war nicht, wie schon einige Zeitgenossen munkelten und sogar Ferdinand in die Ohren bliesen, daß Karl seinem Bruder die Aussicht auf das Kaisertum oder gar sein römisches Königtum hätte nehmen wollen, sondern daß auf Ferdinand als König und Kaiser in diesen Würden zunächst Philipp und dann erst der gleichaltrige Maximilian folgen sollte. Das Berechtigte in Karls Sinne war die Sorge um die Einheit des Hauses zur Erhaltung dieses Weltreiches, die nach seiner Meinung durch irgendeine rechtliche Form gewährleistet werden mußte, wie es das Alternieren des Kaisertums mit wechselseitiger Vertretung im Königtum gewesen wäre. Man darf nicht vergessen, daß Karl aus ähnlichen Erwägungen und um die hausrechtliche Erbteilung nicht zu tief in den Gesamtbesitz einreißen zu lassen, gegen alle Tradition und aus freien Stücken die Wahl Ferdinands zum römischen Könige durchgesetzt hatte, unter Umgehung seines eigenen damals schon lebenden Sohnes. Aber das war nun einmal geschehen, und das Haus Österreich konnte sich begreiflicherweise gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß nun die Sukzession wieder auf die ältere Linie zurückspringen sollte.

In Karls Plan lag die Vollendung seines Lebenswerkes. Erst wenn der dynastische Grundgedanke einer Erbherrschaft in allen Ländern auch auf das Kaisertum übertragen und damit zugleich alle diese Länder in der providentiellen Idee des Kaisertums vereinigt und geheiligt wurden, war die Welt Herrschaft seines Hauses fest begründet; um so fester, je mehr seine Glieder als Könige oder Königinnen, Statthalter oder Regentinnen die einzelnen Länder regierten.

Die Erblichkeit der Krone ist in der deutschen Geschichte bei einer einigermaßen befestigten Dynastie noch immer ganz von selbst eingetreten. Wenn sie aber im Übermaß der Fürsorge für Reich und Haus, dazu noch in Verbindung mit fremden Ländern, rechtlich festgelegt werden sollte, wie einst unter Heinrich VI in Verbindung mit Neapel und jetzt sogar auch noch mit Spanien, dann regte sich der Widerstand der Fürsten auf das äußerste. Indessen, bevor der Plan des Kaisers noch an die entscheidende Stelle, die Kurfürsten, herangebracht wurde, scheiterte er im Grunde schon an dem zähen Widerstand der österreichischen Linie Ferdinands, seiner Söhne und natürlich aller ihrer Räte und

Diener, in denen die uralte Hagenstimmung des Gefolges erwachte. Welche Demütigung, von der höchsten Stelle verdrängt werden zu sollen! Der aufgeräumte Maximilian, auf den sein königlicher Vater zeitweise mit Kummer blickte, wurde durch diesen Grundsatz bei den Seinen und im Reiche zu unerwartetem Ansehen gebracht. Die Erbllichkeit der Krone im Hause Österreich hat der Kaiser damit, anders als er es sich dachte, in der Tat gesichert.

In ernsthaften Besprechungen traten die habsburgischen Geschwister — denn Marie erwies sich dabei als ganz unentbehrlich — erst seit dem Frühjahr 1550. Die Königin, ganz erfüllt von dem Hausgedanken und dem Kaiser völlig ergeben, redete ihrem Bruder Ferdinand am 1. Mai in Güte zu, sich den Vorteilen einer durch das römische Königtum Philipps gewährleisteten Verbundenheit des Gesamthauses nicht zu verschließen; der Kaiser erwäge seinerseits noch das Für und Wider.

Auf dieser Stufe einer fast akademischen Erörterung des Erbproblems bewegt sich eine undatierte, meist etwas später angelegte Denkschrift über den Schutz des Reichs und des Hauses gegen die ihnen drohenden Gefahren. Die Schrift wirft fünf Fragen auf, beantwortet sie dialektisch und zieht am Schluß ihre noch sehr zurückhaltenden Folgerungen. „Ist es nötig“, beginnt sie, „schon zu Lebzeiten von Kaiser und König die Nachfolge zu regeln?“ Unzweifelhaft, damit man den Gefahren einer zwiespältigen Wahl oder der Wahl eines Machtlosen oder eines Regers begegne. „Was ist von einem Nachfolger zu fordern?“ Außer den Tugenden eines Königs vor allem eine große Hausmacht, da das Reich keine Mittel besitzt, wohl aber habgierige Nachbarn, wie Frankreich und die Türken. „Wo findet man eine solche Persönlichkeit?“ Nur im Hause Habsburg, wie eine Übersicht über die deutschen Fürstenhäuser ergibt. „Ist es nötig, die Kaisermwürde in diesem Hause dauernd zu erhalten?“ Ganz sicher, trotz unvermeidlicher Belastung der Erblande und der Ströme von Gold, die Spanien für das Reich opfert. Denn die durchlauchtigsten Fürsten dieses Hauses haben stets ihr Eigenes für das Wohl gemeiner Christenheit hingegeben. Auch die Dekretale gegen die Erbllichkeit wird nicht verlegt, da ja die Wahl des wirklich Besten bleiben soll, wofür freilich nur dieses Haus die innere Berufung mitbringt. „Wer endlich ist der Geeigneter, der demnächstige König von Böhmen und Ungarn oder derjenige von Spanien mit seinen Nebenländern?“

Damit war die entscheidende Frage gestellt, die zunächst — gemäß dem kaiserlichen Für und Wider — mit erstaunlicher Unbefangtheit beantwortet wurde. Das Wesentliche bleibe ihre Verbundenheit und, „daß eine Hand die andere waschen müsse“, wie man sage. Im übrigen sprächen für Maximilian die Nähe

seiner Erblande, die Vertrautheit mit den deutschen Fürsten und ihrer Sprache, auch seine Erfahrungen in Krieg und Frieden. Philipp dagegen als Herrn entlegener Reiche und fester Plätze in Spanien, Indien, Italien und Afrika, sei Volk und Sprache fremd, er selbst durch die spanischen Soldaten vielleicht sogar verhaßt. Dafür sei aber Italien die andere Hand des Reiches, Sitz von Kaisertum und Papsttum, das nur von hier aus geschützt werden könne; wie denn auch Frankreich nur von hier und von den Niederlanden aus im Zaum zu halten sein würde. Im übrigen seien Soldaten nie Engel, und was Philipps spanische Sprache und Erziehung betreffe, so habe das einst auch von Ferdinand gegolten, der doch ein guter Deutscher geworden sei. Von seinem weisen Vater geleitet, würde Philipp seinem Weltreich in allen Teilen die Freiheit lassen.

Über die Schwierigkeiten des Planes, heißt es zum Schluß, dürfe man sich keinen Täuschungen hingeben, aber hätten solche nicht auch der Königswahl Ferdinands entgegengestanden? Das Entscheidende sei und bleibe das vollkommene Einvernehmen ihrer Majestäten selbst und ihrer Kinder.

Daran fehlte es freilich von Anfang an.

Die Majestäten trafen sich in Augsburg schon einige Wochen vor der Eröffnung des Reichstags. Der Kaiser, den Philipp begleitete, suchte Ferdinand die Initiative zuzuschieben. Der König versagte sich dem. Frühere Andeutungen und die Entfernung Maximilians hatten ihn stutzig, mißtrauisch und unfrei gemacht. Ja, gegenüber dem Drängen durch Arras und schriftlich durch die Königin Marie verlangte er die Zuziehung auch Maximilians. Keine Zuredede half. Der Kaiser ließ die Königin kommen; sie traf am 10. September ein, erreichte aber auch nichts anderes. Maximilian wurde beschieden, die Unterredung einstweilen abgebrochen; die Königin reiste wieder ab.

Das war die erste Enttäuschung für den Kaiser, der sich die Dinge leichter gedacht hatte. Die Herbsttage flossen träge dahin. Am 20. August hatten die Stände auf die kaiserliche Proposition vom 26. Juli geantwortet wegen Konzil, Interim, Befriedung des Reiches. Die Opposition war wieder lebhafter als vor zwei Jahren. Am 27. August hatte der Kaiser mit dem Tode des alten Granvelle, wie man sagte, „seine Seele verloren“. Der gewandte Bischof von Arras besaß doch nicht das Ansehen seines Vaters. Außerdem gab es noch die unaufgelösten Reste des Schmalkaldischen Krieges im Bremsischen, in den gräflichen Haufen von Oldenburg und Mansfeld, vor allem in der Haltung Magdeburgs, viel bewundert, viel gescholten, ganz gewiß ein Herd allgemeiner Unruhe, da die mutige Stadt sich zugleich des Interims und des benachbarten Fürstentums erwehrte. Man wußte am Reichstage keinen anderen

Rat, als den Kurfürsten Moritz mit der Exekution der Acht zu beauftragen, Geld aus dem „Vorrat“ zu bewilligen und diesen durch die Stände wieder aufzufüllen zu lassen. Das alles vollzog sich unter viel Ärger und Widerreden. Dazu litt der Kaiser im Oktober erneut schwer an der Gicht.

Im November ließ er den Ständen durch den Reichsvizekanzler Geld scharf ins Gewissen reden. Sie bewilligten nun, aber in wachsender Abneigung gegen die „Spanier“, mit denen sie bald auch den „schwarzen“ Bischof von Arras auf eine Stufe stellten. Im Dezember erklärten sie sich notgedrungen bereit zur Beschickung des Konzils, das der neue Papst, selbst früher erster Präsident des Konzils, geneigt war, in Orient wieder zusammentreten zu lassen.

Die Wahl des Kardinals Monte zum Papste hatte die Welt überrascht. Die Kaiserlichen waren zunächst für den Kardinal Pole eingetreten, und er war der Wahl schon ganz nahe gewesen, wie wir auch aus den eingehenden Berichten Mendozas an den Kaiser wissen. Dann hatten die Franzosen den Ausschlag für Monte gegeben, der am 7. Februar das Papsttum als Julius III antrat und sich kaiserfreundlicher erwies, als man gedacht. Er sandte alsbald den Pedro de Toledo an den Kaiserhof, später den Erzbischof Pighino von Siponto als Nuntius. Im Spätsommer verhandelte dieser in Augsburg. Man verständigte sich über das Konzil. Aber die Angelegenheit von Parma und Piacenza machte wie immer große Sorgen, zumal sich hier das Haus Farnese auf Frankreich zu stützen schien.

Die Franzosen, deren aufmerksamer Beobachter Marillac seinen König über die wahren Stimmungen im Reich und in Augsburg trotz gelegentlicher Irrtümer doch vortrefflich auf dem laufenden hielt, bezogen langsam wieder ihre alten Stellungen gegen den Kaiser in Deutschland, in Italien, an der Kurie, an der niederländischen Grenze und im Mittelmeer. Einst Freunde des Chaireddin Barbarossa, förderten sie nach seinem Tode ebenso den nicht minder tollen Seeräuber Dragut, der selbst Galeerenflave gewesen war, aber freigekauft nun fast mit eigenen Schiffen die Königreiche Sizilien und Neapel behelligte. Eben in diesem Herbst 1550, am 10. September, hatten der Vizekönig Juan de Vega und Andrea Doria gegen seine Sitze Monastir und Mahedia, südlich Tunis auf der Breite von Malta, jubelnd begrüßte Erfolge, die nur leider im nächsten Jahre schon wieder rückgängig gemacht wurden.

Genug, auf dem Kaiser lasteten wieder alle alten Sorgen seiner weiten Reiche, als er sich anschickte, die Verhandlungen wegen der spanischen Sukzession jetzt im erweiterten Familienrate aufzunehmen. Sie wurden erschwert durch Ferdinands vertraglich berechtigtes Verlangen nach dem Besitz Sieben-

bürgens, was neue Türkendrohungen und entsprechende Forderungen auf Türkenhilfe zur Folge hatte. Der Kaiser sah darin eine Störung der von ihm geforderten Reichshilfe gegen Magdeburg und die letzten Gegner in Niedersachsen.

Am 10. Dezember war Maximilian in Augsburg angekommen, nachdem er auf der Reise aus Spanien mehrfach von den Franzosen mit ausgesuchter Freundlichkeit begrüßt worden war. In Augsburg zeigte er sich gegenüber dem Kaiser zurückhaltend. Den Prinzen Philipp mied er. Die Österreicher fühlten sich in der Verteidigung einer Stellung, die sie seit vielen Jahren in gutem Glauben innehatten. Der Kaiser aber, der gewinnend sein konnte, hatte doch keineswegs die Gabe, persönliche Schwierigkeiten mit leichter Hand zu lösen. Man ging in dem engen Raum dieser Augsburger Häuser umeinander herum, und als nun gar an Stelle der mündlichen Aussprache das Brieffschreiben trat, was meist erst auf dem Höhepunkt einer Spannung erfolgt, da schien mit der zur Schau getragenen Entfremdung und den unabänderlichen geschriebenen Worten das Zerwürfnis unheilbar zu werden. Nochmals war die letzte Hoffnung Marias Vermittlung.

Karl schrieb ihr am 16. Dezember einen langen wirklich verzweifelten Brief mit eigenhändiger Nachschrift voll Kummer und nachzitternder Erregung. Er habe den Brief nicht selber schreiben können, weniger wegen der Anstrengung für seine Hand, als weil ihn die Darstellung aller dieser Dinge viel zu sehr aufgebracht hätte. Der Ärger werde ihn noch töten. Weder der verstorbene König von Frankreich, noch der gegenwärtige, noch der Connétable hätten ihm je so viel Verdruß gemacht, wie jetzt der eigene Bruder, dem das offenbar auch gar nicht zu Herzen gehe. Gott möge ihrem Bruder die bessere Einsicht und ihm Geduld schenken. Von Marie erwarte er, wenn nicht Hilfe, so doch Trost.

Marie kam, und nun begann ein neues Ringen, wohl wie früher, in den Suggerschen Gemächern. Der leidige Streit um die Türkenhilfe war zum Überfluß inzwischen noch durch Spannungen in der württembergischen Frage erschwert. Ferdinand hatte gegen den am 6. November verstorbenen Herzog Ulrich von Württemberg als Lehnsherr einen Felonieprozeß wegen des Schmalkaldischen Krieges angestrengt, dessen Aussichten ohnehin zweifelhaft waren; jetzt trat selbst der Kaiser für den Erben Herzog Christoph ein und sträubte sich wegen der Kosten gegen die weitere Besetzung; Württemberg ging Ferdinand zum zweitenmal und damit endgültig verloren.

Über das, was die Geschwister besprachen, liegt ein Bündel intimer, leider undatierter Aufzeichnungen vor, Billetts, Notizzettel, Artikel, meist von der Hand der Königin oder Ferdinands. Alles vollzog sich im höchsten Geheim,

und tatsächlich hat damals niemand etwas Zutreffendes erfahren, so neugierig auch die Räte und auswärtigen Gesandten aus angeblichen Andeutungen oder Mienen der hohen Herrschaften etwas zu schließen versuchten. Auch wir kennen nicht alle Phasen der Erregung und Vermittlung, sondern in der Hauptsache nur die Ergebnisse in den ebenfalls ganz eigenhändigen Verbriefungen der Geschwister vom 9. März 1551.

Danach verpflichtete sich Ferdinand, als Kaiser von den Kurfürsten die Wahl Philipps zum römischen Könige zu erwirken, womöglich mit der gleichzeitigen Bitte, sie möchten nach Philipps Krönung Maximilian wählen; sollte das Letztere Schwierigkeiten machen, wollte man vorerst davon abstehen. In den Vorverhandlungen hatte Ferdinand umgekehrt die Inaussichtnahme der Wahl Maximilians zur Beruhigung der Kurfürsten vorgeschlagen.

Prinz Philipp übernahm gegenüber Ferdinand die Beistandspflicht gegen alle Feinde und Rebellen auch in den Erblanden, ebenso seine Hilfeleistung zur Beilegung der Religionsache, — gegebenenfalls durch das Konzil, falls dieses dann noch nicht zum Abschluß gekommen sein sollte. Während Ferdinand versprach, als Kaiser seinen Neffen zum Statthalter in Italien zu ernennen, gab hinwiederum dieser die Erklärung ab, als solcher seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, auch auf die Erstbelehnung aller Reichsstände, sowie auf jede Verleihung der großen Lehen von Mantua und Montferrat, Piemont, Florenz und der Reichslehen von Ferrara zu verzichten. Nach seiner Königswahl sollte Philipp außerdem eine Tochter Ferdinands als Gemahlin heimführen.

Von Maximilian, dessen Zuziehung und Verpflichtung auch Marie für unerläßlich hielt, verlangte man anscheinend nichts Schriftliches: man begnügte sich mit seiner mündlichen Erklärung, und ein Brief der Königin zeigt, daß er ihnen allen Genüge tat.

Am 26. Mai nahm der Infant Abschied von seinem Vater, um nach Spanien zurückzukehren. Der Volkswitz erzählte, der Kaiser habe die Tränen der Bevölkerung über den Abschied des Prinzen mit indischem Gold aufwiegen wollen. In Genua traf sich Philipp mit Maximilian, der nunmehr auch seine Gemahlin in seine deutsche Heimat einholen durfte. Sie hatte ihm inzwischen ihr erstes Kind geboren, Anna, die später als vierte Gemahlin Philipps II die Mutter seines ersten lebensfähigen Erben werden sollte.

Der Kaiser blieb den Sommer über in Augsburg und begab sich erst Ende August nach Innsbruck. Hier besuchten ihn Maria und Maximilian auf der Rückreise, als das Verhängnis schon über ihm heraufzog.

Innsbruck sollte seine erste Schicksalsstadt werden.

Es war noch in Augsburg, daß Karl V den Erfolg oder Mißerfolg der ersten Werbungen an die deutschen Kurfürsten erlebte, die man in der Kaisersache verabredet hatte, mochten immer die Verbriefungen erst auf eine fernere Zukunft lauten. Karl sollte an die rheinischen Kurfürsten, Ferdinand an Sachsen und Brandenburg, beide im gemeinsamen Namen botschaften. Dadurch wurde das Nähere auch den Fürsten und Räten bekannt. Leider machte es gleich einen ärgerlichen Eindruck, daß Ferdinand den vom Kaiser gewünschten Dr. Sienger krankheitshalber nicht absenden konnte und durch umständliche Rückfragen wegen des Erfasses den Anschein des alten Widerwillens gegen den Plan überhaupt erweckte. Als es dann schließlich zur Mission Schlicks an Joachim und Moriz, des Reichsvizekanzlers Seld an Köln und Mainz, Weltwyks an Kurpfalz und des Herrn von Tier an Trier gekommen war, blieb das Ergebnis bei allen freundlichen Worten im Grunde genommen die Ablehnung.

Der alte Kurfürst Friedrich von der Pfalz ergriff die Gelegenheit, Weltwyk aus längst vergangenen Tagen zu erzählen, von Maximilian und von Karls Königswahl, wo er der große Mann gewesen war. Er unterließ es aber auch nicht, auf die tiefen Verstimmungen im Reich gegen die Spanier hinzuweisen, insbesondere auf den Unwillen über das arrogante Buch des Don Luis d'Avila vom Schmalkaldischen Krieg und vieles andere.

Die Kurfürsten von Mainz und Trier waren schon unterwegs nach Trient.

Denn das hatte des Kaisers folgerichtige Zähigkeit doch erreicht, daß das Konzil wirklich nach Trient zurückberufen und am 1. Mai 1551 erneut eröffnet worden war, daß dort nicht nur vornehme deutsche Prälaten, sondern auch Oratoren protestantischer Fürsten und Städte erschienen — am 22. Oktober Gesandte von Württemberg, am 11. November der Geschichtsschreiber der Reformationszeit Johannes Sleidanus aus Straßburg, zugleich im Namen einer Reihe von anderen Städten. Am 9. Januar 1552 trafen sogar die Bevollmächtigten des Kurfürsten Moriz von Sachsen ein.

Freilich, was konnte die Teilnahme von ein paar Protestanten jetzt noch bedeuten? Die römische Kurie hatte mit dem Heilmittel des Konzils viel zu lange gewartet und zuletzt trotz der Bitten des Kaisers seine Beschlüsse überstürzt. Die Stände taten dem Begehren des Kaisers Genüge, aber das Erscheinen ihrer Oratoren war, wie sich bald zeigen sollte, trotz aller Verschiedenheiten in ihren

Äußerungen im ganzen doch mehr eine feierliche Bestätigung des erfolgten Bruchs, als irgend eine Aussicht auf Verständigung.

In der dreizehnten Session vom 11. Oktober war das Dekret über das Sakrament des Altars im Sinne der Transsubstantiation definiert worden; nur Laienkelch und Kinderkommunion auf Wunsch des Kaisers noch zurückgestellt. Beschlüsse über Beichte und Letzte Ölung folgten. Eine Revision der grundlegenden bisherigen Dekrete war nach Lage der Dinge ausgeschlossen. So blieb die einzige bedeutungsvolle Handlung der Protestanten in Trient der Protest.

Die Entscheidung über die kirchlichen und politischen Streitfragen lag längst allein in Deutschland. Das Trienter Konzil diente der katholischen Kirche und der Gegenreformation. Für die deutsche Reformation war es zu spät. Damit war, nach seinen eigenen Worten, die letzte Hoffnung des Kaisers gescheitert.

Seine kirchlichen Ordnungen in Deutschland aber, die dem Frieden dienen sollten, peitschten erst recht den Widerstand auf, der sich daran täglich erprobte. Man erkannte überall das Halbschlächtige und Ungenügende des Interims weit über die Kreise der Theologen und Pfarrer hinaus, in den Häusern des Adels, in den Stuben der Bürger und auf dem Lande unter den Bauern und Fahrenden. Überall nur Spott und Hohn, und, daß man in der Stellungnahme dazu die Gesinnung der Menschen erkennen könne.

Diese volkstümlichen Stimmungen gaben Rückhalt und Mut. Aber die Entscheidung über die Zukunft brachten sie nicht. Selbst die Haltung von ganz Niedersachsen, von Bremen bis Magdeburg, ja der gesamten Küstenlandschaften von Friesland bis Preußen mit ihrer Rückendeckung an den Norden stellte wohl eine breite Zone des Widerstandes dar, aber auch hier fragte es sich, wer ihn gestalten würde.

Moriz hatte sich die Vollstreckung der Reichsacht gegen Magdeburg übertragen lassen um den Preis der Schutzherrschaft. Das gab ihm zugleich die Möglichkeit, Truppen an der Hand zu halten und vom Reichstag fern zu bleiben. Noch erschien er als Organ des Kaisers, und die erste Gruppe des Widerstandes, der Fürstenbund des Markgrafen Hans von Küstrin, des Herzogs Albrecht von Preußen und des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg vom 26. Februar 1550 fühlte sich durchaus im Gegensatz zu ihm. Sie wollten Magdeburg entsetzen. Als Moriz von ihren Musterplätzen im Stifte Verden hörte, ritt er im Januar 1551 kurz entschlossen hin, nahm für sich was er brauchen konnte und zerstreute die übrigen. Der Kaiser belobte ihn ausdrücklich dafür.

Aber schon im Februar überzeugte sich Markgraf Hans von dem gemeinsamen Gegensatz zum Kaiser und im Laufe der nächsten Monate auch von der gewaltigen

Überlegenheit dieses jugendlichen, wendigen und tatkräftigen Fürsten. Sie verbanden sich auf breiter Grundlage. Ein starkes Werbemittel, entscheidender Grund für die Hessen und wichtig für Moritz, wurde die Befreiung des Landgrafen, für alle die Abschüttelung „der viehischen, unerträglichen und ewigen Servitut, wie in Hispania“. Über Hessen und unmittelbar pflegte Moritz auch die Beziehungen zu Frankreich. Vom alten Fürstenbund blieben noch Johann Albrecht und Markgraf Hans. Hinzutrat als lärmender, Schrecken verbreitender Spießgeselle der Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, der zugleich die alte Idee des Protestantismus, den Kampf gegen das geistliche Fürstentum wieder aufnahm.

Nichts hatte der Kaiser seit Jahren, besonders seit dem Vorstoß gegen Württemberg, so sehr gefürchtet, wie das Zusammengehen deutscher Fürsten mit Frankreich. Ihre Trennung hatte ihm 1543/44 die größten Erfolge eingetragen; ihre Vereinigung sollte für ihn lebensgefährlich werden. Manchmal gefällt es der Geschichte auch, Vergeltungen augenfällig zu machen. Das geschah nun, als in der Lothauer Heide, der Stätte von Karls Triumph über Johann Friedrich am 24. April 1547, in dem Jagdschloß, das später Annaburg genannt wurde, Anfang Oktober 1551 der entscheidende Vertrag zwischen den Kriegsfürsten und dem Gesandten des französischen Königs Jean de Gresse, Bischof von Bayonne, verabredet wurde, der den Kaiser zu Fall brachte.

Es darf uns hier nicht beschäftigen, wie schwierig sich im einzelnen die Verhandlungen anließen, besonders zwischen dem vorsichtigen Markgrafen Hans und dem schnellfertigen, skrupellosen Moritz. Auch die Hessen klagten nach Hause: „Der Teufel hat, wo er gekommt oder vermocht, sein Hinderung nicht allein hundert-, sondern wohl tausendfältig ingeworfen.“ Der Markgraf schied nach einer erregten Szene am Abend des 3. Oktober aus. Aber Moritz, Johann Albrecht, die hessischen Räte und der Bischof hielten an ihrem Abschluß fest.

Danach sollte der französische König monatlich 80 000 Kronen beisteuern, für die ersten drei Monate sogar im voraus 240 000 Kronen zur Aufstellung der Truppen. Dafür „wird für gut erachtet“, heißt es in dem Protokoll, „daß die königliche Majestät zu Frankreich aufs allerfürderlichste die Städte, so zum Reich von alters gehören und nicht deutscher Sprache sein, als nämlich Camerich, Toll in Lothringen, Meß, Verdun und was derselben mehr wären, ohne Verzug einnehmen und die als Vicarius des heiligen Reiches, zu welchem Titel wir seine königliche Majestät zukünftig zu befördern geneigt sein, inhabe und behalte, doch vorbehalten dem heiligen Reich seine Gerechtigkeit, so es auf dieselben Städte hat, damit die also wieder aus des Gegenteils Hand gebracht“.

Von den Bistümern ist nicht die Rede; auch die Städte sollten dem Reiche nicht verloren gehen, vielmehr nur unter dem Titel des Reichsvikariats besetzt werden. Natürlich war es eine Preisgabe von Reichsgut auch in dieser Form. Aber es war nicht einfach ein Tribut an die französische Ausdehnungspolitik, sondern ein wenn auch gefährliches Mittel der Kriegsführung, ohne das man im Augenblick nicht glauben konnte zum Ziele kommen zu können.

Der militärische Grundgedanke des Bündnisses mit Heinrich II war offenbar das, was man im schmalkaldischen Kriege verfehlt hatte, nämlich die innere Linie zu gewinnen, den Kaiser von seinen Verbindungen mit den Niederlanden abzuschneiden, sich womöglich am Rhein die Hand zu reichen, im übrigen aber im Schutze dieses strategischen Planes geradenwegs auf den Kaiser loszumarschieren. „Fürter wollen wir rücken nach der Kaisers Person“, sagten sie.

Daß dieser Plan zugrunde lag und daß er in Sachsen erdacht worden ist, ergibt sich am deutlichsten aus der fürstlichen Erklärung zum Lothauer Vertrag, wonach die deutschen Fürsten sagten: „Aus trefflichen Ursachen haben wir für nutz und gut angesehen, bitten auch nochmals und raten mit Treuen, daß Ihre Majestät eigener Person oder sonst mit einem ziemlichen Haufen herausziehe und sich unserm Haufen also genähe, daß im Fall der Notdurft diese beiden Haufen unverhindert zusammenstoßen und mit gesamtten Kräften was Gott haben will ausrichten und dem Faß den Boden austößen.“

Die Abrede von Lochau wurde im Vertrag von Chambord am 15. Januar 1552 förmlich verbrieft. Am 3. Februar erging von Fontainebleau aus das Manifest des Königs von Frankreich, — gedruckt in Marburg! Am 14. Februar trafen Moritz und Wilhelm von Hessen die letzten militärischen Verabredungen zu Friedewalde in Hessen, und im Zuge dieser Abmachungen schrieb der junge Landgraf seinem Schwager Moritz am 15. März von den soeben unmittelbar aus Frankreich erhaltenen Mitteilungen des Königs, der am 20. März in Loul sein wollte; „von dannen wollt er zum allereilendsten an den Rhein ziehen, soweit seine Majestät die Städte, nämlich Metz, Verdun, Loul, nicht hindern würden“. Sie erscheinen also nicht als Ziel, sondern als Hindernis auf dem Wege zum Rhein. Der König von Frankreich sprach mit seiner Behauptung, „er hätte in Italien und den Niederlanden genug zu schaffen“, durchaus seine damalige Meinung aus. Er folgte dem Drängen der Kriegsfürsten an den Rhein, wobei ihm die ungeheure Bedeutung der lothringischen Bischofsstädte als Brückenpfeiler zum Rhein hin erst recht bewußt wurde, nachdem er sie teils durch Einschüchterung teils durch Betrug überraschend und ohne Verluste besetzt hatte.

Was aber tat der Kaiser?

Er schlug alle Gerüchte von feindlichen Bewegungen gegen ihn in den Wind. Mit einer Überlegenheit, die sich sonderbar aus Eigensinn und grenzenloser Verachtung der Fürsten zusammensetzte, wies er alle Warnungen seiner aufmerksamen Schwester und seines Bruders Ferdinand lächelnd ab. Marie schrieb schon Anfang Oktober von den Verhandlungen zwischen Moriz, dem jungen Landgrafen und Frankreich, also in denselben Tagen, da die Fürsten mit dem Bischof von Bayonne in dem Jagdschloß auf der Lothauer Heide zum Abschluß kamen. Auch Ferdinand und Herzog Christoph von Württemberg warnten durch Briefe und Gesandte. Der Kaiser verachtete die ältere Fürstengeneration, die ihm seit mehr als zehn Jahren in der That wenig Ursache zur Bewunderung gegeben hatte. Die jüngere glaubte er sich vollkommen ergeben; es sollte auch nicht lange dauern, daß die Brandenburger einer nach dem anderen an seine Seite zurückkehrten. Moriz lud er noch zu Besprechungen ein; es war schon ein sonderbares Maß von Vertrauensseligkeit, daß er ihn wirklich erwartete.

Am 17. November 1551, als Moriz längst in Magdeburg eingezogen war, unter schönen Gründen sein Kriegsvolk an der Hand behielt und mit Frankreich in den letzten Abmachungen stand, legten die deutschen Kurfürsten und Fürsten beim Kaiser nochmals Fürbitte für den Landgrafen ein. Das Schicksal bot sich ihm zum letzten Male an. Er lehnte rundweg ab.

Am 25. Februar entschuldigten die kursächsischen Räte den Aufschub der Reise ihres Herrn wegen der Gefahren, wiederholten aber die Fürbitte für den Landgrafen. Der Kaiser ließ am 4. März antworten, der Kurfürst möge unbesorgt kommen, dann würde sich alles regeln. Am 17. März hielt Moriz den Kaiser weiter hin.

Nachgerade verdichteten sich die Gerüchte zu handgreiflichen Tatsachen. Anfang März 1552 wurde die Königin Marie von dem Kurfürsten von Mainz um Hilfe angegangen gegen Hessen. Allein die Kriegsfürsten marschierten gar nicht an den Rhein, worüber der König von Frankreich sehr ungehalten war, sondern sie schwenkten schon vom Main her ungeduldig nach Süden ab. In der zweiten Hälfte des März ging es eilends vorwärts. Am 1. April lagen sie vor Augsburg; am 4. zogen sie ein, während Ulm seine Tore geschlossen hielt. Dann näherten sie sich Tirol. Im letzten Augenblick, am 6. April, machte der Kaiser noch einen Versuch, in die Niederlande zu entkommen. Man fand den Weg an den Rhein schon verlegt. So kehrte er nach Innsbruck zurück, offenbar noch immer ohne es recht fassen zu können, daß diese Erhebung sich allen Ernstes gegen seine Person richtete.

Da gab es eine Unterbrechung der Bewegung. Moriz verhandelte.

Schon am 3. März 1552 hatte der Kaiser seinen ersten Kavaliere, den Ritter des Ordens Joachim de Rye, Herrn von Balançon, mit einer von Arras eigenhändig aufgesetzten Instruktion an seinen Bruder Ferdinand gesandt. Er bat angesichts der sich häufenden Nachrichten von der Erhebung in Deutschland um Rat und um schleunige Vermittlung. Die Absichten des Markgrafen Albrecht auf Bamberg und Würzburg dürften, so meinte er, nicht täuschen über den allgemeineren Zug der Bewegung, die mehr Teilnehmer haben müsse als bloß ihre Führer, da merkwürdigerweise auch die Kaufleute in Augsburg jede Hilfe ablehnten. Weise man in Wien auf die Türkengefahr hin, so solle Rye antworten, daß diese Erhebung viel gefährlicher sei, weil sie jede Reichshilfe gegen die Türken mit in Frage stelle. Da es an Geld und Truppen gänzlich fehle, so seien die Deutschen auf alle Weise durch Verhandlungen zur Ruhe zu bringen. Wenn Moriz und Albrecht dabei über das Interim und über Gewalt gegen die Religion klagten, so sollten sie sich vielmehr seiner Wohltaten erinnern und der Unzuverlässigkeit der Franzosen, die einst Cleve wahrhaftig zur Genüge erfahren habe; auch daran, daß er in der Religion stets sehr gemäßigt vorgegangen sei. Daß es ihm fern liege, gegen die Goldene Bulle das Reich erblich machen zu wollen, wisse Ferdinand am besten; noch weniger denke er daran, die fürstliche Libertät anzutasten. Was die angebliche Vergrößerung seiner Erblande betreffe, so habe er in Geldern nur sein Recht wahrgenommen, über Utrecht sich oft genug geäußert und Lingen teuer gekauft. Dem verschuldeten Markgrafen könnte man Geld anbieten. Moriz' Klagen über die Gefangenhaltung des Landgrafen seien unberechtigt; der Landgraf würde bei seiner Natur nur neue Unruhen nach Deutschland gebracht haben; im übrigen habe er ja gerade darüber mit Moriz verhandeln wollen.

Sehr viel heikler als diese ostensible Instruktion war die Geheiminstruktion, die von dem Verdacht ausging, daß Ferdinand, der seinem Bruder über die gegenwärtigen Vorgänge nicht einmal sein Bedauern ausgesprochen, noch weniger einen Finger gerührt habe, etwa selbst im Einvernehmen stünde mit den Verschworenen. Balançon soll gut aufmerken und gegebenenfalls dem Könige ernstlich vorstellen, daß sie als Brüder unbedingt zusammenhalten müßten, und daß der König sich verrechne, wenn er auf diese Leute zähle. Es gelte auch Ferdinands eigene Stellung im Reich und sein Kaisertum. Ähnlich wäre mit Maximilian zu sprechen und ihm zu sagen, welche Gefahr Moriz als „König von Sachsen“ im Bunde mit Frankreich für ihn selbst bedeute;

daß er aber vielleicht persönlich vermitteln könne und dadurch Ehre und Dank erwerbe.

Die Verdächtigung Ferdinands war sehr unberechtigt trotz dessen Verstimmungen im letzten Jahr. Vielmehr hatte Ferdinand seinerseits schon am 4. März mahnend an Moriz geschrieben, inzwischen auch den Oberstkämmerer der Krone Böhmen, Heinrich Reuß von Plauen, zu ihm gesandt. Am 16. März war dieser noch mit Moriz in Leipzig zusammengetroffen, um mit ihm eine Tagung in Linz zum 4. April zu verabreden.

Später bat freilich Moriz noch zweimal um Aufschub dafür. Er spielte mit erstaunlicher Gewandtheit nach beiden Seiten den ungeru Bedrängten. Das vorsorglich bestellte Schreiben seines hessischen Verbündeten mußte er in Wien mit dem fast schamlosen Bedauern aus, daß sich dieser „mit ausländischen Potentaten etwas weit eingelassen“. Umgekehrt gab er sich durch seinen weiteren Vormarsch und seine scheinbare Zurückhaltung gegenüber den Botschaften der Habsburger auch seinen Verbündeten als ernsthafter Partner.

Der Kaiser erteilte inzwischen, wieder für Balançon, am 11. und 22. März seine genaueren Instruktionen zu den bevorstehenden Verhandlungen. Einzig die Freigabe des Landgrafen wollte er jetzt zugestehen, freilich erst 14 Tage nach Entlassung des Kriegsvolks und gegen Sicherungen dafür, daß dieses nicht etwa dem Könige von Frankreich zuziehe. In der Religion sollte es bei den Beschlüssen des letzten Reichstages sein Bewenden haben. Karl fügte hinzu, daß er um nichts in der Welt in diesem Punkte gegen Pflicht und Gewissen handeln werde. Viele Einzelheiten, die übrigens ein dickes Heft füllen, würden noch studiert.

Von den Niederlanden her mischte sich die Königin Marie mit Mahnungen ein, ja mit einem glühenden Appell an die Treue Ferdinands. „Bei Gott, Monseigneur“, schrieb sie ihm am 9. April, „man muß Vergangenes vergessen können. Ich bitte Euch, Monseigneur, laßt Euch von der Not und von der Bruderliebe alles das selbst sagen, was ich anführen könnte. Denkt doch auch daran, daß seine Majestät nicht gezögert hat, Euch zu helfen, wie schwach und krank sie auch war. Ich bitte Euch, Monseigneur, wiederholt und so tief ich nur kann, so schnell wie möglich zu handeln.“

Ferdinand strafte die wenn auch zurückhaltenden Verdächtigungen der Geschwister gegen seine Treue weiterhin Lügen. Er war nicht in der Lage und auch nicht der Mann dazu, nach Art seines Bruders das Unmögliche zu ergreifen. Aber er scheute in den nächsten Monaten keine Mühe. Jetzt kam er von Preßburg über Wien nach Linz, gab sogar von unterwegs Ratschläge

für die Behandlung des Kurfürsten von Brandenburg und seines Bruders Hans, sowie in bezug auf die Freilassung Johann Friedrichs, die deutlich erkennen lassen, daß er bei aller alten Verbundenheit mit seinem Nachbarn Moriz darauf bedacht war, gegen diesen umfassendere Sicherungen zu schaffen.

Am 19. April, Dienstag nach Ostern, begannen die Verhandlungen zu Linz, zu denen der König mit seinen Söhnen, der Kurfürst mit dem Herzog von Bayern und dem Bischof von Passau erschienen. Den Kaiser vertraten Rye und Lazarus von Schwendi. Moriz blieb nach Möglichkeit in der Hinterhand, schob seine Verbündeten und Frankreich vor und gefiel sich, wie früher, wenn auch mit mehr Glück, in der Rolle eines Vermittlers; nur daß er mit immer neuen Forderungen seiner Leute aufwartete, die es ihm ermöglichten, den mit bescheidenen Ansprüchen eingeleiteten Verhandlungen nach Lage der Dinge möglichst viel abzugewinnen. Ferdinand konnte für den Kaiser die weitergehenden Forderungen wegen Frankreich, der Religion und der Reichsregierung nicht bewilligen. Da Moriz nun selbst eine größere Versammlung wünschte, die ihn aus seiner spürbar gewordenen Isolierung befreien sollte, eine solche auch dem Kaiser zum Zeitgewinn nur lieb war, so einigte man sich nach etlichem Botenwechsel mit Berichten und Weisungen zwischen Linz und Innsbruck verhältnismäßig leicht auf einen neuen Tag, jetzt zu Passau am 26. Mai, und auf Annahme der Mitwirkung weiterer süd- und westdeutscher Fürsten.

Die Bedingungen für die Freigabe des Landgrafen mußte Moriz als unerfüllbar erkennen. Wie hätten seine Verbündeten bei so magerem Erfolg in die Entlassung ihres Heeres gewilligt? Auch die Zusicherungen in der Religion, daß nämlich erst auf einem Reichstage beschlossen werden sollte, „durch welche friedlichen Mittel die spaltige Religion verglichen werden könne“, waren völlig unzulänglich, zumal auf einem Reichstage die altkirchliche Majorität noch immer den Ausschlag geben mußte. So war im Abschied von Linz am 1. Mai sachlich nichts endgültig beschlossen. Moriz verpflichtete sich nur zur Bemühung um einen Waffenstillstand für die neue Tagung, vom 11. Mai ab. Das war unverbindlich, aber man hatte allerseits Zeit gewonnen.

Daß Moriz im Schutze der nächsten beiden, durch keine Waffenruhe geschützten Wochen etwas anderes vorhatte, als bloß zu verhandeln, läßt sich nachweisen. Er rüstete sofort zum Vormarsch auf Innsbruck. Daneben freilich botschaftete er auch an den König von Frankreich, um dessen Beteiligung an den neuen Verhandlungen zu erreichen. Die Waffenruhe schob er hinaus.

Das am meisten Befremdende bleibt seine offene Botschaft an Frankreich. Sie gefährdete die weitere Geldzahlung, die er doch brauchte, wenn er dem

Vorstöß nach Tirol Nachdruck geben wollte. Wie er sich das dachte, ist nicht vollkommen klar. Vielleicht erwartete er die letzte Entscheidung schon von Passau und von der Mitwirkung der Neutralen, zumal der Rheinländer, die vor allem Frankreich fürchteten. Aber er konnte nur dann hoffen, ihnen gleichzeitig die Furcht vor dem Kaiser zu nehmen und dem Ungestüm seiner Verbündeten ein Ziel zu geben, wenn er inzwischen versuchte, den Kaiser völlig mattzusetzen.

Es war ein großes Spiel, das er wagte. Denn der Kaiser hatte abgesehen von seinen unerschöpflichen Hilfsquellen das sehr wirksame Mittel, den „gewesenen Kurfürsten“ von Sachsen gegen ihn auszuspielen. Zwischen dem verbündeten Frankreich, das er enttäuschte, und den Habsburgern, mit denen er auf die Dauer rechnen mußte, tastete Moritz, dessen Handeln sich nicht rational erfassen läßt. Aber wenn man sich auch nicht unterfangen soll, alle großen Entschliefungen der Geschichte, zumal bei so problematischen Naturen wie Moritz, ergründen zu wollen und das Logische für das historisch Richtige auszugeben, so bleibt doch die Hauptrichtschnur für sein Vorgehen erkennbar. Er brauchte nach der unerschütterlichen Haltung des Kaisers in Linz mit Rücksicht auf die schwachen Stände mehr Lärm und auch für sich einen sichtbaren Erfolg. So ließ er den Markgrafen Albrecht gewähren und im Mai Nürnberg angreifen und seine berüchtigten Verträge mit Bamberg auf 80 000 Gulden und 20 Ämter, mit Würzburg gar auf 220 000 Gulden erpressen, während er selbst sich mit den übrigen Verbündeten durch Oberschwaben auf Füßen wandte. Bei Reutte drängten sie die Kaiserlichen auf die Ehrenberger Klause zurück und nahmen dann diese durch Umgehung am 19. Mai. Am 23. standen sie in Innsbruck.

Der ungeschützte Hof war über den Brenner entwichen. Der Kaiser zog vom Eisack in das Nienztal und über die Wasserscheide von Innichen ins obere Drautal. Am 24. war er in Lienz, vom 27. an in Villach, wo ihm die Wege über Pontebba nach Italien oder ostwärts nach Krain und der Steiermark offen standen. Die Flucht vor dem Feinde war für den alten Edelmann und Souverän unsagbar bitter. Aber wie so oft ermannte er sich in der Not und besann sich auf seine unendlichen Möglichkeiten. Briefe und Boten gingen in alle Welt. In Italien war Friede gemacht. Von Neapel liefen 200 000 Dukaten ein; Anton Fugger, der den Hof begleitete, streckte 400 000 Dukaten vor und erwirkte bei den Genuesen Stillstand für Zahlungen.

Die zunächst unvollkommenen Rüstungen kamen langsam in Gang. Markgraf Hans, eben noch an Moritz' Seite, hatte schon am 19. Februar aus anderen Gründen den Besuch des kaiserlichen Hofmarschalls Hans Böcklin erhalten, des

Schwiegervaters von Schwendi. Man fand sich gegen Moriz, der auch hier der „kleine König“ hieß, und der Kaiser hätte bei richtiger Einschätzung der Lage und bestimmten Zusagen in der Religion schon damals einen Degen gegen seine Feinde haben können. Hans war entrüstet über die Manifeste der Kriegsfürsten, vor allem der Franzosen. „Glaube Dir der Teufel“, schrieb er an den Rand. Er urteilte, daß diese Fürsten, „die Religion nicht meinen, noch weniger Gottes Wort vor etwas halten.“ Seine Wünsche und die kaiserliche Werbung kamen sich entgegen; wie immer umständlich, trat er doch in Verhandlungen über eine kaiserliche Pension. Unmittelbarer rüstete Ferdinand. Über Berg sollten spanische und italienische Truppen heranziehen. Aus Spanien ließ der Kaiser den Herzog von Alba kommen.

Wollte der Kaiser schon jetzt den Gegenschlag führen und die Verhandlungen von Passau durchkreuzen? Das lag weder in seinem, noch in Ferdinands Interesse. Als Hauptgegner betrachtete er stets Frankreich. Gegen dieses aber mußte er stärker sein. Darüber darf jedoch nicht übersehen werden, daß der langsam rüstende Kaiser gegenüber Passau an Freiheit gewann.

Nun hebt sich für ein paar Szenen wirklicher Größe noch einmal der Vorhang.

Die Haltung des Kurfürsten Moriz nahm in Passau zu an Stil, und der Kaiser blieb ihm erst recht gewachsen. Wiederum erging neben einem eigenhändigen Schreiben an Ferdinand eine ausführliche Instruktion für Rye am 4. Juni. Neben Rye wurde der Vizekanzler Seld abgeordnet. Alle Entscheidungen aber behielt sich der Kaiser vor. Seine Hauptpunkte waren wie früher die Freigabe des Landgrafen vierzehn Tage nach Auflösung der Heere, Ablehnung fürstlicher Vermittlung mit Frankreich und Verschiebung der Religions- und Reichsachen auf einen Reichstag. Die Zeit arbeitete für ihn.

An Moriz' Haltung war das Wichtigste, daß er jetzt ganz offen selbst als Träger sowohl der Forderungen des Tages wegen des Landgrafen, Frankreichs und der Kriegsvölker, wie der allgemeinen Reichsbeschwerden in Sachen der Religion und der Libertät auftrat. Damit wurde er vom ehrgeizigen Spieler zur historischen Figur. Durch ihn wurden in Passau die letzten großen Fragen und Lösungen der Reformationszeit schon so geformt, wie sie drei Jahre später die Verhandlungen über den Augsburger Religionsfrieden bestimmen sollten.

Ferdinand sträubte sich mit heftigem Kopfschütteln gegen die Zuziehung des französischen Gesandten, ließ aber den Ständen die Freiheit, ihn zu hören, womit der Fall erledigt war, denn Jean de Fresse zog sich nach seiner Rede selbst von Passau zurück; der „spitznäsige Bischof“ hatte auch bei den Kriegsfürsten geringe Sympathien. Die französische Frage gestaltete sich danach

verhältnismäßig leicht. Das gesamte Fürstentum rückte wieder wie 1544 von Frankreich ab.

Schwieriger war die Erledigung des Landgrafen. Als Ersatz für die von dem Kaiser geforderte Frist von vierzehn Tagen wurden allerlei Vorschläge gemacht. Moriz und die Fürsten aber forderten die Freigabe des Landgrafen und die Entlassung der Truppen Zug um Zug.

Wegen der Religion wies Moriz auf die Unbrauchbarkeit sowohl des Konzils wie des Reichstages wegen ihrer Stimmverhältnisse hin. Er forderte also die Nationalversammlung, das alte Anliegen seit 1524. Sollte aber auch eine Nationalversammlung nicht zum Ziele führen, so blieb seine entscheidende Forderung „ein unbedingter, für und für währendender Friede“. Man verschob die Sache selbst auf den Reichstag, aber man beschloß hier schon allgemein den unbedingten Frieden. Wegen des Schutzes der Güter der Geistlichen machte Moriz die Einschränkung, „soweit sie noch im Besitz sind“, lief damit natürlich Gefahr, einen Teil der Versammlung abzusprennen. Doch gab er sich zufrieden mit privaten Zusicherungen des Königs.

Umgekehrt blieben die Neutralen in bezug auf die Reichsbeschwerden einig. Auch über der Begnadigung aller an den letzten Kriegen Beteiligten entstand wohl Zeitverlust, aber eigentlich keine nachhaltige Meinungsverschiedenheit.

Zum Schluß aber gab es doch noch eine peinliche Überraschung. Gleich dem Kaiser hatten auch die Kriegsfürsten ihre Zustimmung vorbehalten. Moriz sagte das erst jetzt, am 22. Juni, und es blieb nichts übrig, als sich zu fügen. Am 24. reiste er ab, die Zustimmung einzuholen. Er versprach inzwischen Waffenruhe. Unter der Hand hatte er Ferdinand gebeten, daß der Kaiser den gewesenen Kurfürsten nicht freigäbe, was aber inzwischen längst geschehen war; nur daß der alte Herr dem Hofe freiwillig folgte.

Das schwerste Stück des Vertrages stand also noch bevor, die Anerkennung durch die beiden Lager, Kriegsfürsten und Kaiser.

Moriz eilte in das Lager der Verbündeten vor Eichstätt. Markgraf Albrecht wütete mit Worten nach seiner Manier und gebärdete sich völlig unzugänglich. Aber auch Landgraf Wilhelm war zunächst ablehnend, und Moriz mußte ihn bereden. Johann Albrecht wünschte mehr Rücksicht auf Frankreich. Man machte also Vorbehalte. Aber die Annahme schien doch gesichert. Da mußte, nach Moriz' Rückkehr am 3. Juli, Ferdinand gestehen, daß der Kaiser seinerseits abgelehnt habe. Moriz gab sich entrüstet, war es wohl auch. Die Neutralen traten auf seine Seite.

Verzweifelt begab sich Ferdinand, immer gefährlicher bedrängt von den Türken, gegen die ihm Moriz helfen wollte, am 8. abends noch einmal nach

Villach und beschwor den Bruder. Karl setzte den Tränen Ferdinands das Pathos einer unerschütterlichen Überzeugung entgegen. Ferdinand hatte Gegenwart und Zukunft zu verlieren, Karl die Ewigkeit. In Nebenpunkten, auch in solchen, die er gänzlich verurteilte, gab er nach, aber nicht in der Hauptsache, Religion und Reichsregierung. Den unbedingten Frieden wollte er nur bis zu einem Reichstage gewähren und die Reichsbeschwerden selbst entscheiden, nicht durch die Fürsten. Mehr konnte Ferdinand nicht erreichen. Bei strömendem Regen brach er wieder auf und eilte die 200 Kilometer nach Passau zurück.

Jetzt lag die Entscheidung zum zweiten Mal bei Moriz und den Kriegsfürsten, die inzwischen noch einen starken Eindruck zu ertragen versuchten durch Belagerung des von den Kaiserlichen verteidigten Frankfurt. Dahin also begaben sich am 16. und 17. Juli die Gesandten der Stände und des Königs.

Würden die Kriegsfürsten den verstümmelten Vertrag annehmen? Vor Frankfurt hatten sie keinen Erfolg und durch Erpressungen von Geschützen und Munition in der Nachbarschaft gewannen sie auch keine Freunde. Gleichwohl lehnte der Landgraf nun erst recht ab. Aber was wurde dann aus seinem Vater? Moriz war aufgebrocht, enttäuscht, aber er wollte annehmen. Er hatte sich von Frankreich schon zu weit getrennt und zu feste Bindungen und Hoffnungen auf der habsburgischen Seite. Der Kaiser war inzwischen wirklich gerüstet und konnte jeden Augenblick den früheren Kurfürsten gegen ihn loslassen. So gewann Moriz noch einmal den jungen Landgrafen, unter Verzicht auf die übrigen. Am 2. August unterzeichneten beide. Am 3. hob Moriz sein Lager auf. Als die Soldaten Schwierigkeiten machten, ließ er das Lager in Brand stecken. Er selbst zog südwärts zu den königlichen Musterplätzen gegen die Türken.

Nun war es wieder am Kaiser, Bedenken zu erheben. In der Tat hatte ja nur ein Teil der Kriegsfürsten angenommen, und allerlei Befürchtungen lagen nahe. Erneut flehte Ferdinand und erreichte diesmal sein Ziel. Der Kaiser ratifizierte den Vertrag in der von Moriz und dem Landgrafen angenommenen Form zu München am 15. August.

Der Kaiser vor Meß

Ganz hingegeben an die großen Entscheidungen in Deutschland, haben wir die Angelegenheiten der weiteren Welt vorübergehend aus den Augen verloren. Das Verhältnis des Kaisers zu Julius III war gut geblieben. Sie dachten an eine Zusammenkunft. Freilich auf den einmal erwogenen Be-

such des ihm so nahen Konzils glaubte Karl verzichten zu sollen, um nicht den Schein einer unberechtigten Einflußnahme zu erregen. Im übrigen war dies Konzil in seinem Sinne letzten Endes unwirksam geblieben; auf die Nachricht von dem Anrücken der Kriegsfürsten hatte es sich vollends aufgelöst. Karl sollte seinen Wiederzusammentritt nicht mehr erleben.

Bei der Bindung des Papstes an den Kaiser spielte der Streit um Parma und Piacenza eine entscheidende Rolle. Hier bestand noch immer das Bündnis der Farnese mit Heinrich II. Der Papst entzog Ottavio am 22. Mai 1551 den Lehnsanspruch auf Parma und geriet darüber mit ihm in Krieg, wobei er sich auf den Kaiser stützte. Beide litten freilich unter dem Druck der Finanzen und im Winter 1551/52 neigte der Papst zum Frieden mit Frankreich und Ottavio; am 29. April kam ein solcher zustande und am 10. Mai trat auch der Kaiser bei. Aber alle Versuche des Papstes, zwischen Frankreich und dem Kaiser einen allgemeinen Frieden herbeizuführen, scheiterten. Während Heinrich II entsprechend dem Vertrag von Chambord in Lothringen einfiel und sich in den Bischofsstädten befestigte, zog der Pirat Dragut zusammen mit dem französischen Gesandten Aramont vor Neapel, wurde Ferdinand wegen Ungarn und Siebenbürgen in einen neuen Türkenkrieg verwickelt. Um das Maß der Sorgen vollzumachen, verdrängten auch die Genesen ihre kaiserliche Besatzung, gestützt auf Frankreich; Heinrich II übernahm durch den Kardinal von Este die Schutzherrschaft, während sich der Vizekönig von Neapel anschickte, durch den Kirchenstaat zu marschieren und anzugreifen.

Mit Frankreich also stand der Kaiser wieder auf allen Fronten im Kriege. Denn auch an der niederländischen Grenze gab es die üblichen Feindseligkeiten. Wieder ging es um Hesdin, Théroouanne, Renty; aber auch um die Grenzorte von Luxemburg, Damwillers, Ivoy, Montmédy.

Welthistorisch das Wichtigste war die Festsetzung Heinrichs II in Metz. Diese Stadt fühlte sich wie fast alle großen Bischofsstädte des Reiches als Freistadt, als Stadt des Reiches; sie führte den Reichsadler im Wappen. Ihr Regiment war seit langem streng aristokratisch in den Händen weniger sogenannter Paraigenfamilien, die in der Stadt ihre burgartigen Häuser, wie das gut erhaltene Hotel S. Livier, und auf dem Lande ihre Seigneurien besaßen. Konfessionell waren gerade sie gespalten. Selbst innerhalb einer der reichsten Familien, derjenigen der Heu, war ein Teil altkirchlich geblieben, ein Teil der Reformation zugewandt. Die Neugläubigen wären an der Reichszugehörigkeit der Stadt ebenso interessiert gewesen, wie ihr Gegner, der Kardinal Lenoncourt als Reichsbischof. Aber der Bischof war nach seinen gesellschaft-

lichen Verbindungen ebenso wie die meisten Paraigenfamilien durchaus französisch gesinnt. Bei solchem Zwiespalt in den kulturellen, konfessionellen und politischen Beziehungen legten die Metzger den größten Wert auf ihre „Neutralität“, insbesondere auch gegenüber den Niederlanden, die mit den vorgeschobenen luxemburgischen Herrschaften südlich von Diedenhofen, etwa dem Dorf Marange, in die unmittelbare Umgebung von Metz reichten. Schon 1543 hatte der Kaiser seinen niederländischen Rat Boisot einmal nach Metz gesandt, um die Bürger vor reformatorischen Neigungen zu warnen und im übrigen an ihre Reichspflichten zu erinnern, was in seinen Augen das Verhältnis zu dem kaiserlichen Herrn der Niederlande in sich schloß.

Von Süden aber rückte die französische Territorialpolitik in diesem aufgelockerten Grenzgebiet kleiner und großer, geistlicher und weltlicher Herrschaften ebenfalls längst bis hart an die Stadt, hier mit dem Verlangen nach dem Besitz der Herrschaft Goin und mit dem Kampf um die Abtei Gorze. Als der Connétable im April 1552 heranzog, bemächtigte er sich rücksichtslos gegen die Regentin-Witwe Christine der öffentlichen Gewalt sogar im Herzogtum Lothringen, und als ihm die kaiserliche Besatzung von Gorze Schwierigkeiten machte, ließen seine Leute Kanonen auffahren, erzwangen die Kapitulation und hieben die Besatzung gleichwohl nieder.

Dann erfolgte das Entscheidende. Auf dem Weitermarsch bat der Connétable die eingeschüchterte Stadt um Lagerplätze für seine Armee von rund 38 000 Mann und nur für sich und sein Gefolge um Quartier in Metz selbst. Allein Montmorency rückte nicht nur mit einigen Dienern, sondern mit 1500 Mann bester Truppen ein. Das war Mißbrauch des Vertrauens und der Schwäche, denn die Metzger hätten gut getan, ihre Tore verschlossen zu halten wie die Straßburger. Aber sie bauten auf ihre Neutralität und hatten versäumt zu rüsten. Nun war es zu spät. Die Besatzung verließ die Stadt nicht mehr. Vielmehr setzte der Herzog von Guise, den der bald nachfolgende König zum Gouverneur von Metz machte, die Stadt mit der Zeit in einen ausgezeichneten Verteidigungszustand.

Guise machte aus der längst über ihre Mauern gewachsenen Stadtburg mit ihren bis an die nächsten Höhen ausgedehnten Vororten die geschlossene moderne Festung. Er verfuhr mit beispielloser Rücksichtslosigkeit, wenn auch echt französisch unter Wahrung einer gewissen Form. Alle Vorstädte wurden erbarmungslos zerstört, besonders die Gebiete der späteren Montigny und Sablon, wo die berühmten Abteien und Kirchen von St. Arnulf, St. Symphorian, St. Peter und St. Clemens offen in der Landschaft lagen. Aber aus dem alten

Arnulfskloster, wo Karls des Großen Gemahlin Hildegard, sein Sohn Ludwig der Fromme und fünfzehn weitere Glieder des Geschlechts ruhten, erhob man die Gebeine, um sie in feierlicher Prozession in das neue St. Arnulfskloster innerhalb der Mauern zu übertragen; die Bevölkerung hatte Bemühtung und Schauspiel zugleich.

Diesem Rastieren des Vorgeländes entsprach die Verstärkung der Stadtbefestigung selbst. Auch hier wurden alle Gebäude und Häuschen, die an den Mauern klebten, entfernt, die Befestigungswerke ausgebessert und modernisiert, Vorräte von Schanzzeug, von Holz, Brettern, Säcken und Faschinen aufgehäuft. Alle diese Dinge mußte die Königin durch ihre Generale und Rundschafter; sie stützte sich darauf bei ihren späteren Ratschlägen.

Denn der Kaiser, der über München, Augsburg, Ulm nach Straßburg und durch das Elsaß gezogen war, überall freundlich, gnädig, dankbar für Ergebenheit, begleitet von frischen Truppen, die er mit anderen im Niederelsaß allmählich sammelte, schwankte noch lange in bezug auf seine nächsten Pläne. Es ging ihm ähnlich wie im Herbst 1541, wo es eigentlich auch viel zu spät geworden war zur Fahrt nach Algier, er aber die einmal aufgewandten Rüstungskosten doch irgendwie verwerten wollte, jetzt gewiß auch ungeduldig, einen Gegenschlag zu tun gegen den Überfall, der ihn so verletzend getroffen hatte.

Von Weißenburg aus schrieb er am 23. September einen erst neuerdings bekannt gewordenen Brief an die Königin, der seine Lage sehr genau kennen lehrt. Er bedankt sich für die Antwort auf seine früheren Fragen. Inzwischen erfahre er von dem Grafen Egmont, der mit seiner Armee in das Luxemburgische gezogen war, daß Markgraf Albrecht, der nach anderen rheinischen Stiftern in der letzten Zeit Trier belästigte, weitergezogen sei auf Metz. Das wurde für den Kaiser das Stichwort. Er stellte der Schwester — wie sich selbst — die Frage, ob er ihm nachziehen sollte, um die Stadt angesichts ihrer großen Bedeutung für die Franzosen „mit Pionieren zu belagern und zu nehmen. Denn sie haben von hier den Weg nach Deutschland offen bis zum Rhein und können mir den Weg verlegen von Oberdeutschland in die Niederlande, ganz zu schweigen von der Bedrohung Diedenhofens und des ganzen Landes Luxemburg. Sie können von Metz aus auch den Verkehr hindern zwischen den Niederlanden und der Franche Comté. Ihre Befestigungsarbeiten sind wohl noch nicht vollendet, und man hätte die Hoffnung, die Stadt zu nehmen“. Auf der anderen Seite gab er zu, daß die Jahreszeit weit vorgeschritten sei, die Beschaffung der Lebensmittel für seine große Armee immer schwieriger werde, wogegen man Metz für gut befestigt und verproviantiert halte, und der Mangel an Geld eine allzu lange Be-

lagerung hindern würde. Alles dieses hat er sie, durch ihre Leute noch genauer festzustellen und zu beurteilen.

Die erbländischen Gesichtspunkte waren für Karl bei seinem Unternehmen gegen Metz, wie man sieht, die entscheidenden.

Marie rief am 28. September nochmals ganz entschieden von dem Unternehmen ab. Ihre Gegenvorschläge, die Truppen in Trier und Lothringen überwintern zu lassen und alles für das nächste Frühjahr vorzubereiten, waren vernünftig. Aber der Kaiser folgte nicht ihr, sondern verhängnisvollerweise seinem ersten militärischen Berater, dem Herzog von Alba, der wirklich aus Spanien herbeigeeilt war. Und Alba befand sich in der verführerisch günstigen Lage, für sein Zureden zum Zuge gegen Metz ein neues, völlig überraschendes Moment anführen zu können.

Der Kaiser war ausgezogen gegen die letzten Feinde, die gegen ihn noch im Felde standen. Das waren nach Abschluß des Passauer Vertrags der König von Frankreich und der Markgraf Albrecht Alcibiades. Was Metz raumpolitisch bedeutete, das stellte militärisch die Armee des Markgrafen dar, Gefährdung Luxemburgs, Blockierung des freien Verkehrs zwischen den Niederlanden und dem Oberrhein oder der Franche Comté.

Welcher Erfolg also, wenn der Markgraf, statt ein gefährlicher Feind zu bleiben, auf die Seite des Kaisers trat! Dann war die Macht des Gegners gespalten, die des Kaisers verdoppelt. Eben dieses winkte jetzt dem Herzog von Alba. Am 8. Oktober konnte er von Auerbietungen Albrechts durch den Grafen von Nassou-Saarbrücken berichten. Am 15. Oktober wagte er es, durch Arras dem Kaiser zur Ausöhnung mit dem Markgrafen lebhaft zuzureden. Ein Unternehmen auf Metz mit dem Markgrafen in der Flanke sei sehr gewagt. Ihn gewähren zu lassen auf Kosten der Niederlande oder der geistlichen Reichsstände unverantwortlich. Aber, so meinte Alba sehr optimistisch, nach Gewinnung des Markgrafen könne der Kaiser von Frankreich einen Frieden bekommen „günstiger als je ein Fürst vorher“.

Sehr peinlich war nur der von dem Markgrafen verlangte Preis. Er begehrte nichts weniger als die Bestätigung der von ihm im Mai erpreßten Verträge mit Bamberg und Würzburg, die der Kaiser inzwischen in aller Form kassiert hatte. Der Kaiser verhehlte sich das Pflichtwidrige und politisch Untragbare einer solchen Bestätigung keineswegs, aber er mochte glauben, zunächst den Markgrafen von Schlimmerem zurückzuhalten, nach seinem Siege aber auch mit ihm irgend eine glückliche Lösung finden zu können. Genug, er folgte dem bösen Geist der Versuchung und konfirmierte am 24. Oktober jene

Verträge, worauf die durch Schwendi geführten Verhandlungen mit dem Markgrafen am 10. November zum Abschluß kamen. Der Markgraf trat auf die kaiserliche Seite mit einer Armee von rund 15 000 Mann.

Dem Kaiser war sehr unbehaglich dabei zu Sinne. Wie es ihn Überwindung kostete, bei der ersten Begrüßung dem Markgrafen die Hand zu geben, so quälten ihn Gewissensbisse wegen der Verträge. In einem erschütternden Brief an die Königin Marie vom 13. November öffnete er ihr sein Herz. „Wir waren alle sehr entmutigt“, schrieb er ihr, „bis auf den Herzog von Alba, der stets der Meinung war, man müsse alles versuchen. Ich habe zugestimmt, denn ich sehe ein, daß ich bei einem Verzicht auf diese Unternehmung meine Armee auflösen müßte, und der ganze Aufwand nutzlos vertan wäre. Gott wolle seinen Segen geben. Denn wenn man hier keinen Erfolg hätte, würde es sehr schlimm sein.“ Alba habe mit dem lothringischen Gouverneur Bassompierre gesprochen und den Eindruck gewonnen, daß die Franzosen nach der Gefangennahme des Herzogs von Humale durch den Markgrafen zum Frieden geneigt seien. „Gott weiß, wie mir zumute ist, da ich gezwungen war, diese Abmachungen mit dem Markgrafen einzugehen, aber Not kennt keine Gebot“ — *nécessité n'a point de loi*.

So bezog man Stellungen gegen Metz. Die Armee des Markgrafen blieb auf dem linken Moselufer als lockere Einschließungstruppe. Die kaiserliche Armee im Südosten und die niederländische der Herren von Egmont, de Boussu und anderer im Nordosten.

Metz auf der schmalen, stellenweise steil abfallenden Landzunge zwischen Mosel und Seille war eine im ganzen leicht zu verteidigende Stadtburg, hinter den breiten Moselarmen im Westen und Nordwesten ebenso sturmfrei, wie in den Steilabhängen über der Seille nach Osten. Ein Versuch nach den ersten Refognoszierungen von hier aus gegen die Pforte St. Barbe vorzudringen, erwies sich als undurchführbar. Deshalb blieb zwar die niederländische Armee auf dem rechten Seille- und Moselufer am St. Julien im „Lager der Königin Marie“, die Hauptarmee aber überschritt auf der Magnybrücke die Seille, um Metz von Süden her, also auf der Breite zwischen den Flüssen anzugreifen. Hier waren die Befestigungswerke von der hochgelegenen Ecke der späteren Zitadelle über der Mosel bis hinab zum „Deutschen Thor“ an der Seille verhältnismäßig schwach. Aber der Herzog von Guise hatte längst gerade ihnen seine Hauptaufmerksamkeit zugewandt, verlegte sein Quartier an diese Front und war mit dem Erfolg des guten Beispiels bis zum Ergreifen von Hacke und Schaufel selbst mit am Werk. Auch außerhalb der Mauern schob man Schanzen vor, wie man sich denn diese Belagerungen keineswegs vorstellen darf als ein baldiges Heran-

rücken der Feinde bis unter die Mauern. Vielmehr spielte sich der Kampf wochenlang vorzüglich im Vorgebände ab.

Hier arbeiteten sich die Kaiserlichen ihrerseits mit Parallelen an die Festung heran im Schutze verschanzter Batterien. Am 20. November, bei kaltem und noch schönem Wetter kam der Kaiser, bis dahin durch seine Krankheit in Diedenhofen festgehalten, selbst zu den Truppen. Auf einem weißen Zelter hielt er Musterung. Das alles sah man deutlich von der Stadt aus, wo man ein genaues Kriegstagebuch führte. Nun schien der letzte Nachdruck in die Belagerung zu kommen. Vom 23. November ab richteten sich alle Rohre auf das Mauerstück westlich der Porte Champenoise. Am 24. wurden aus 36 Geschützen nicht weniger als 1448 Schuß abgegeben, wie man in der Stadt zählte; man anerkannte sogar die Artillerie des Juan Manrique.

Aber ihr fehlte doch der letzte Erfolg. Zwar das Eckbollwerk der Tour d'Enfer wurde auf zwanzig Fuß aufgerissen, weil man die schwächste Stelle des Mauerwerks am Kamin getroffen hatte; auch von der Stadtmauer stürzten nach und nach breite Teile ein, so daß die Angreifer eines Tages mit lautem Geschrei schon zum Sturm auf die Bresche anliefen. Als sich aber Staub und Rauch gelegt hatten, sahen sie hinter den zusammengestürzten Mauern ein noch stärkeres Bollwerk, das frisch angelegt war.

Mittlerweile wurde auch das Wetter ganz schlecht, Regen und Schnee, bald empfindliche Kälte. Die südländischen Soldaten litten von den Unbilden der Witterung um so mehr, als sie in den zerstörten Vorstädten nur schlechte Quartiere hatten, wogegen die Verteidiger in der von allen überflüssigen Essern befreiten Stadt Raum und Pflege genossen.

Während der ganzen ersten Hälfte des Dezember versuchten es die Kaiserlichen mit großer Hartnäckigkeit, die in der That immer weiter zertrümmerten Mauern sturmreif zu machen. Ohne Erfolg. Nun blieben nur noch die Minen, erklärte man im Hauptquartier. Die Belagerung war jetzt stellenweise ganz nahe herangekommen, und unter der Tour d'Enfer hörte man bereits das unheimliche Klopfen, das jedem Grabenkämpfer aus der Zeit des Stellungskrieges geläufig ist. Man setzte Minen und Gegenminen. Aber auch der Minenkrieg führte zu nichts.

Der Herzog von Guise verteidigte die Festung nicht nur technisch, sondern auch moralisch glänzend. Er ermunterte und richtete auf. Das Wetter schien mit ihm im Bunde zu stehen. Auf der kaiserlichen Seite sanken die Hoffnungen. Der Kaiser selbst, untergebracht in dem herrschaftlichen Hof de la Horgne, der heute noch als Ferme besteht, von den Niederlanden vorsorglich, aber nur

zu gut verpflegt, wütete wie gewöhnlich gegen seine Gesundheit, so daß ihn bei der Mäße, Kälte und Aufregung seine Krankheit täglich mehr quälte. Der gebildete Kammerdiener van Male jammerte in Briefen an den Herrn de Praet über die Schwäche der Ärzte, die Fürsorge der Königin und die Unsitte des Kaisers, frühmorgens gekühltes Bier zu trinken; er sagte dem Kaiser oft, aber vergebens, das könnten selbst starke Männer nicht vertragen.

Das Hauptquartier gab die Hoffnung auf militärische Erfolge langsam auf. „Der Kaiser spricht davon, alles aufzugeben und nach Spanien zu ziehen“, schrieb der Bischof von Arras an die Königin am 17. Dezember. Aber am Weihnachtstage wagte er noch eine letzte Hoffnung: „So oft schon sind in den Angelegenheiten des Kaisers glückliche Wendungen eingetreten, wenn man es am wenigsten erwartete. Gott gebe es!“

Auch das Wunder blieb aus. Darüber bemächtigte sich aller Teile des kaiserlichen Heeres Niedergeschlagenheit und Unmut. Sie schalteten auf den Herzog von Alba, der sie in dieses mörderische und hoffnungslose Unternehmen hineingeführt hatte. Der Kaiser aber, in seiner Art resigniert und ruhig, sah sich genötigt, in den ersten Tagen des Januar 1553 die Aufhebung der Belagerung anzuordnen. Sie vollzog sich ohne Störung. Der Kaiser blieb bis zum 13. Januar in Driedenhofen. Am 6. Februar war er wieder in Brüssel.

Lösung vom Reich

Meß war dem Kaiser die zweite Schicksalsstadt geworden. Hatte er sich von dem Erlebnis in Innsbruck leidlich erholt — Meß überwand er nicht mehr. Die altburgundische Politik gegen den lothringischen Raum brach vor Meß zum zweiten Mal zusammen, wie für Karl den Kühnen vor Nancy. Aber auch die Reichspolitik. Am meisten das persönliche Hochgefühl des Kaisers. Es war, als hätte der Himmel seine Hand von ihm abgezogen. Ihn quälten nicht nur Scham und verletzter Stolz über das kostspielige und gänzlich gescheiterte Unternehmen. Ihn quälte auch das Gewissen. Schon bei der Annahme des Passauer Vertrages glaubte er seinem Bruder zu Liebe in bezug auf die Begnadigungen und auf einzelne kirchliche und weltliche Rechtsverhältnisse weiter gegangen zu sein, als er durfte; die Herstellung der kassierten Verträge des Markgrafen ließ ihm vollends keine Ruhe. Im Laufe der nächsten Monate diktierte er deshalb dem Reichsvizekanzler Seld seine Revokation der Verträge von

Passau und Meß in die Feder — ein historischer Rückblick auf das Jahr 1552 und aus seinem eigenen Munde ein gewichtiges Dokument für das, was den Kaiser damals innerlich am meisten beschäftigte.

„Als gedachter Herzog Moriz“, so beginnt das Schriftstück, 1551 zusammen mit dem Markgrafen Albrecht Magdeburg belagerte, gelangten bereits Hinweise auf ihr geheimes Verständniß mit Frankreich an ihn. Doch glaubte er noch, daß bei den deutschen Fürsten Wort und Werk im Einklang stünden; wenn früher Fürsten sich gegen ihn empörten, so geschah das doch nicht hinterlistig. Dann hörte er Näheres über die Klagen des Kurfürsten wegen des Landgrafen, wegen der Religion und des Konzils, obwohl doch „sonst viele Leute dafür hielten, daß ihm für seine Person weder die eine noch die andere Religion angelegen sei, und wir unsererseits das Konzil allein der geliebten und hochbegehrten Einigkeit wegen in unserem christlichen Glauben förderten.“

Moriz erbot sich zu kommen, heißt es weiter, unterließ seinen Besuch aber unter nichtigen Vorwänden. Er betrieb Rüstungen und ließ die schmähhlichen Ausschreiben mit ergehen. Dann folgten Verhandlungen zu Linz und zu Passau, zwischendurch, trotz Waffenruhe, der Einfall in Tirol und die Plünderung der Sachen seines Hofgesindes. Gleichzeitig fielen die Franzosen ins Land, die Türken griffen an und rühmten sich des Einverständnisses mit den Franzosen.

Erst in Passau habe man gehört, daß Moriz gar nicht für alle verhandele. Auf das dringende Bitten des von den Türken bedrängten römischen Königs und der gehorsamen Stände, „die sich auch diesmal ganz kleinmütig und trostlos erzeigt“, habe er den Vertrag angenommen mit Ausnahme zweier Artikel, die sein Gewissen und die kaiserliche Hoheit berührten. „Darauf wäre Herzog Moriz auf seinem Teil schuldig gewesen, all sein Kriegsvolk entweder zu trennen oder unserem Bruder, dem römischen Könige, folgen zu lassen.“ Es ist aber zu diesem höchstens die Hälfte gekommen. Die andere „hat sich an den Markgrafen gehängt, der mit ihrer Hilfe die Stifte Mainz, Trier und Speyer jämmerlich verheert und verderbt hat“. Einige hätten sich sogar zu Frankreich geschlagen oder zu den braunschweigischen Junkern; man hätte es sich also sparen können, für alle diese in Passau seine Begnadigung zu erwirken.

Auf seinem Zuge gegen Meß sei ihm dann aus aufgefangenen Briefen bekannt geworden, was friedlichen Reichsständen von dem Markgrafen drohe, so daß ihm nichts übrig geblieben, als von zwei Übeln das kleinere zu wählen und mit dem Markgrafen zu verhandeln.

So behielten die Verträge von Passau und von Meß eine Reihe von unerträglichen Ungerechtigkeiten, die er nur der Not gehorchend angenommen habe.

Er hoffe, zusammen mit den Reichsständen diese Dinge wieder gutzumachen. Sollte er aber vorher sterben oder bei den Ständen nichts erreichen, „so wollen wir gleichwohl dasjenige, was in den angeregten Verträgen unser eigenes Interesse und den Nachlaß uns begegneteter hoher Beleidigung betreffen mag, was wir auch sonst ordentlicher aufrichtiger Weise bewilligen mögen, hiermit abermals zum Überfluß ratifiziert und genehm halten, aber außerhalb desselben hiermit vor Gott und der ganzen Welt öffentlich protestiert und bezeugt haben, daß alles dasjenige, was in beiden Verträgen wider Gott, wider Recht, unseres und des heiligen Reiches Abschiede und Ordnungen, auch gegen alle Billigkeit sein möchte, aus lauter unbilligem Zwang und Besorgung eines Böseren ergangen ist und hiermit gänzlich kassiert, widerrufen und abgetan“ sein soll.

Die undatierte Erklärung ist von dem Kaiser nicht mehr veröffentlicht, anscheinend auf Bitte Ferdinands, der sich am 29. Dezember 1553 gegenüber den am Kaiserhofs umlaufenden Gerüchten von der Annullierung des Passauischen Vertrags durch den Kaiser nochmals wegen seines Anteils daran rechtfertigte und durchblicken ließ, daß er für seine aufopfernde Arbeit besseren Lohn verdient hätte — mit der fast herkömmlich ergebenen eigenhändigen Nachschrift: „Gott weiß, daß ich nichts anderes wünsche, als Euch in allem gehorsam zu sein!“ Aber dem Kaiser mag die Veröffentlichung nahe genug gelegen haben angesichts der Erregung, die seine Verträge mit dem Markgrafen in Deutschland ausgelöst hatten. Die Reichsstände beider Konfessionen und von den österreichischen Räten besonders Johann Ulrich Zasius begleiteten die Maßregeln des Kaisers seit diesen Verträgen mit Argwohn und lautem Unwillen. Was war der Sinn dieser großen Rüstungen und der gnädigen Haltung des Kaisers bald gegen diese, bald gegen jene unter den Fürsten oder den Städten? Daß dieser Mann mit seinen jetzt 53 Jahren gebrochen war an Körper und Spannkraft, wollten sie nicht glauben. Krank war er lange, aber bisher war er so oft überraschend und gewaltig aufgetreten, daß sie bei ihm nichts für unmöglich hielten.

Besonders Moritz, der aufmerksamste und unruhigste aller politischen Köpfe seiner Zeit, machte sich auf alles gefaßt. Der gewesene Kurfürst und seine Söhne schienen ihm immer selbstbewußter zu werden. Wollte der Kaiser sie als seine Werkzeuge benutzen? Oder die spanische Sukzession nun doch mit Gewalt erzwingen, sobald er sich von Meß wieder erholt hätte? Warum ließ er den Markgrafen, den er so freventlich wieder ins Recht gesetzt hatte, weiter in Franken auftrumpfen und wüten? Moritz sah die süd- und westdeutschen Fürsten zusammenrücken und Ende März ihren Heidelberger Bund schließen mit der Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe. Er selbst bereinigte sich mit Heinrich von

Wolfenbüttel in den Verträgen vom 24. März, trat auch mit Böhmen und einigen Nachbarn in den Egerschen Bund vom 6. Mai — alles Vorkehrungen, man wußte nicht recht, gegen wen. Gegen die bedrückende Unsicherheit, gegen die Störung des Landfriedens, und sei es im Namen der Religion, wohl gar gegen den Kaiser? In zuverlässigen Akten findet sich nicht eine Spur von Anhaltspunkten dafür, daß der Kaiser sich des Markgrafen gegen alte Feinde oder zur Durchführung der spanischen Sukzession hätte bedienen wollen. Aber auch dafür nicht, daß Moritz höhere Ziele im Auge gehabt hätte, als sich in allem zu behaupten.

Das Entscheidende war doch etwas Allgemeineres. Diese deutschen Stände besannen sich endlich darauf, daß sie sich untereinander vertragen mußten, wenn sie ihre seit dreißig Jahren gewaltig gestärkte landesfürstliche Macht erhalten und befestigen wollten. Jahrelang hatten sie sich auf das schärfste mit Wort und Tat befehdet, insbesondere hatten die Altkirchlichen frühzeitig ein kriegerisches Vorgehen vom Kaiser verlangt ohne die Neigung, sich selbst an einer solchen Abrechnung ernstlich zu beteiligen. Der Kaiser dagegen versuchte es teils gezwungen, teils aus Neigung so lange wie möglich mit friedlichen Mitteln. Nun war sein Fehlschlag für sie alle eine große Lehre. Der Weg zum Augsburger Religionsfrieden wurde frei.

Moritz hatte dafür die entscheidende Formel „des unbedingten, für und für währenden Friedens“ geprägt. Seit Passau wuchs seine Gestalt immer mehr ins Große. Er wußte wohl was er tat, als er dem Könige gegen die Türken diente; und doch war es nicht bloß klug. Er wußte auch wohl, weshalb er im Bunde mit Heinrich von Braunschweig dem tollen Markgrafen gerüstet entgegenzog, mochte er immer in ihm einen Vorkämpfer des Kaisers argwöhnen; er bekämpfte und besiegte in ihm die zerstörenden Kräfte des alten, schließlich käuflich gewordenen Raubrittertums, das für den Aufbau des Fürstenstaates der Reformation untragbar geworden war. Die Gunst des Schicksals ließ ihn zwei Tage nach dem Siege über den Markgrafen bei Sievershausen, am 11. Juli 1553 unter den erbeuteten Fahnen, Gott ergeben, enden. Er süßte heroisch was er getan. Größeres konnte er nach menschlichem Ermessen nicht erwarten.

Auch der Kaiser gab den Weg zum Religionsfrieden frei. Er entäußerte sich noch nicht des Kaisertums, aber er schied aus der Reichsregierung aus und überließ sie ausdrücklich und vollkommen seinem Bruder. Zu dem versprochenen Reichstage lud er zwar noch ein, auch den Papst, aber er lehnte es ab, den Tag zu besuchen mit der denkwürdigen und sicher aufrichtigen Begründung vom 8. Juni 1554 — „wie es sich unter Brüdern gehört, und mit der Bitte, nichts anderes dahinter zu suchen —, es ist nur die Sache der Religion, bezüglich deren

ich jene unüberwindlichen Bedenken habe, die ich Euch im einzelnen mündlich, zuletzt bei unserem Zusammensein in Villach dargelegt habe“. Daß auch Ferdinand als guter christlicher Fürst nichts bewilligen werde, was sein Gewissen beschweren könnte, bezweifle er nicht. Um ihm aber seine Teilnahme zu zeigen, habe er eine Denkschrift aufsetzen lassen über alle Punkte, die den bevorstehenden Reichstag beschäftigen könnten.

Diese sehr gehaltvolle Denkschrift besitzen wir gleich der Rechtfertigung der Verträge von Passau und Meß in der eigenhändigen Aufzeichnung des Reichsvizekanzlers Georg Sigismund Seld, eines geborenen Augsburger, der nach langem Studium im Auslande eine Zeitlang in bayrischen Diensten gestanden hatte, nach dem Tode von Naves aber in der Reichskanzlei unentbehrlich geworden und in den letzten Jahren dem Kaiser auch persönlich zunehmend nahe getreten war. Die Denkschrift entwickelte aus enger Verbundenheit mit dem Kaiser und doch nicht ohne Kritik in großen Zügen noch einmal die Gesichtspunkte, unter denen Karl V die Reichsachen, insbesondere die Kirchenfrage, betrachtete. Sie ist also für uns auch eine Art von politischem Testament für Deutschland, von Epilog auf diese Reichsregierung.

Über die altkirchlichen Fürsten lautet das Urteil wie schon 1530; sie denken nur an sich selbst; die geistlichen Fürsten sind jeder Reform abhold, und wohl deshalb hat Gott sie in den letzten Kriegen so besonders heimgesucht. Auch Päpste und Kardinäle und ihr sehr oberflächlich geleitetes Konzil erfahren eine mehr oder minder scharfe Kritik. Dagegen besteht noch immer die alte Neigung, durch Religionsverhandlungen auf paritätischer Grundlage zu dem Ziele einer möglichen Annäherung und damit zum Frieden und zur Einigkeit zu gelangen. Im Jahre 1530, sagt Seld, blieben 13 Artikel unverglichen, zu Worms und Regensburg 1541 nur noch 5 bis 6. Das ist etwas äußerlich, aber bezeichnend. Die Geschichte aller Häresien, des Arianismus so gut wie des Hussitentums, lehre, daß sie mit der Zeit an Stärke verlören. Daß das Interim ein Fehlschlag war, gesteht Seld zu, doch hält er die gleichzeitige Reformation des Klerus noch immer für eine segensreiche Sache. Nur hätte der Kaiser die widerstrebenden Prälaten natürlich nicht „an den Haaren dazu heranziehen können“. Zu einem Konzil, wie dem von Trient, würden die Lutheraner nie kommen; auch nach Meinung frommer Männer sei es niemals frei gewesen; durch das Fernbleiben anderer Mächte fehlte den „Kaiserlichen“, womit offenbar die Opposition gemeint ist, der nötige Rückhalt. Nationalversammlungen seien unkanonisch, Provinzialsynoden nur für disziplinäre Dinge da. Reichstage aber schöben die Dinge immer nur vom einen Mal zum anderen.

Von den weltlichen Dingen gelte, daß die Autorität der Stände gewachsen sei, diejenige des Kaisers gesunken. Seine Macht beruhe auf den Erblanden. Diese aber würden ringsum von Franzosen, Türken und Moresken angegriffen und dauernd bedroht. Die Sorge für den Landfrieden durch die Reichsacht und die Exekution der Reichskreise sei ganz unzulänglich. „Gut war der Vorrat von 1548, doch hat man ihn, durch Moritz' Heimtücke verleitet, an die unglückselige Magdeburger Sache verschwendet.“ Gut war auch einmal der Schwäbische Bund, aber die verschiedenen Bünde gegeneinander stören nur. Was die Angelegenheit des Markgrafen betreffe, so bedenke man zu wenig, in welcher Verlegenheit der Kaiser sich damals durch die Schuld der Fürsten befand. Herstellung des Besitzstandes von 1552 wäre noch immer das Gerechteste.

Endlich die Gravamina der Stände über die Reichsregierung, die Verwendung von Ausländern, fremdes Kriegsvolk und Verschleppung der Geschäfte. Das Verschleppen, gerade durch den Kaiser, wird zugestanden. Im übrigen habe er immer deutsche Reichsvizekanzler gehabt, und niemand könne ihm verbieten, daß er seine vornehmsten Berater in den allgemeinen Angelegenheiten auch für Deutschland heranziehe. Habe er durch Belehnung seines Sohnes mit Mailand und Siena angeblich Reichsgut entfremdet, so habe er mit Genua, Florenz und Piacenza doch das Reichsgut wieder vermehrt. Die Klagen der Kurfürsten über Verletzung ihrer Rechte seien ganz unbegründet. An Erblichkeit des Reiches durch Beseitigung der Wahl denke der Kaiser nicht. Streitigkeiten zwischen den Ständen, wie Österreich und Württemberg, habe er beigelegt; um andere, wie zwischen Hessen und Nassau, bemühe er sich seit Jahren. Die Behandlung des Landgrafen sei hart gewesen, aber der Kaiser habe auch genügend dafür büßen müssen.

Alle diese Darlegungen dienten nur zur Information der kaiserlichen Kommissare, die Ferdinand auf dem Reichstage unterstützen sollten und wissen mußten, was sie vorkommendenfalls zu sagen hätten. Jemand eine Verantwortung für den Ablauf der Dinge sollten sie nicht übernehmen. Der Kaiser versicherte immer wieder, daß er Ferdinand alles endgültig überlasse. Noch am 8. April 1555 schrieb er, daß er für seine Person feierlich Protest einlege gegen alles, „wodurch unsere wahre alte christliche und katholische Religion beleidigt, verletzt, geschwächt oder beschwert würde“. Wiederholt bezog er sich auf die Besprechungen von Villach und die anschließenden Korrespondenzen. Er verbat sich, daß man ihn frage oder gar Anweisungen einhole für die Behandlung der Religionsache.

Daß Karl V den Kaisertitel einstweilen beibehielt, war Rücksicht auf Ferdinands dringende Bitte, für den es wertvoll war, immer noch eine letzte Stelle zu haben, auf die er sich beziehen konnte. Eben deshalb blieb es eine bloße Form, daß der Augsburger Religionsfrieden vom 25. September 1555 mit der endgültigen Anerkennung der reichsrechtlichen Gleichberechtigung der Augsburgerischen Konfession neben der katholischen noch unter dem Namen des Kaisers Karls V erging. Mit der reichsrechtlichen Begründung zweier Konfessionen in Deutschland hatte er, wie mit dem ganzen Reichstagsabschied, innerlich nichts mehr zu tun; sie war nicht der Abschluß seiner Regierung, sondern der Anfang der Regierung Ferdinands I und damit einer neuen Zeit.

Die Abdankungen des Kaisers und seine Rückkehr nach Spanien 1555/56

In Spanien führte nach der Abreise Maximilians und der Infantin Maria wieder Prinz Philipp die Regentschaft mit den kaiserlichen Instruktionen vom 23. Juni 1551 in der dafür üblichen Form. Drei Jahre blieb Philipp im Lande. Dann wurde er durch eine scheinbar welthistorische Wendung aufs neue abberufen. Zu seiner Vertreterin bestellte er jetzt im eigenen Namen am 12. Juli 1554 seine jüngste Schwester Juana, Infantin-Witwe von Portugal, Mutter des Erben Don Sebastian. So haben nacheinander alle drei Kinder Karls V für ihn Spanien regiert.

Philipp aber begab sich am Tage nach der Ausfertigung jener Instruktionen zur Vermählung mit seiner Tante Mary, die durch den Tod ihres Halbbruders Edwards VI am 6. Juli 1553 zur Königin von England berufen war und bei den nicht unerheblichen Widerständen im Lande durchaus der Anlehnung an eine starke Macht bedurfte. Der Kaiser, für den die Mitwirkung bei der Herstellung der Legitimität und der alten Kirche in England ein berauschender Gedanke war, hatte der Königin durch seinen Gesandten Simon Renard jede Unterstützung zugesagt, besonders aber ihr die Ehe mit seinem Sohne nahegelegt, nachdem er dessen freudige Zustimmung dazu sofort erhalten hatte. In großer Feierlichkeit verlobte sich die Königin am 30. Oktober mit dem abwesenden Infanten in ihrem Kabinett unter Ausstellung des allerheiligsten Sakraments in Gegenwart des kaiserlichen Gesandten. Ihr spanisch-katholisches Blut mag in dem Erben Spaniens den ihr von Gott gesandten Gemahl gesehen haben.

Daß auch der römische König sich für seinen Sohn Ferdinand um die Hand der Königin von England bemühte, hinter Philipp aber zurückstehen mußte, wird am österreichischen Hofe die Erinnerungen an die Sukzessionsverhandlungen nicht gerade versüßt haben. Ferdinand erklärte freilich, daß er gern zurückgetreten sei, und es mag ihn wirklich beruhigt haben, daß Karl ihm antwortete, in den Vorteilen der englischen Heirat für seine Niederlande sehe er einen Ersatz für die zur Zeit bei den Kurfürsten offenbar doch nicht erreichbare Sukzession Philipps im Reiche. Maximilian aber seufzte über seinen gefügigen Vater in einem Briefchen an seinen Schwager Herzog Albrecht von Bayern: „Gott geb, daß Seine Majestät sich einmal tapfer gegen die kaiserliche Majestät erzeige und nit so kleinnützig wie bisher. Mich wundert nur, daß Seine Majestät so blind ist und nit merken will, wie untreulich und unbrüderlich die kaiserliche Majestät mit ihm umgeheth.“

Für Philipps Wiederverheiratung hatte der Kaiser lange an Margarete von Frankreich gedacht. Zuletzt waren die Verhandlungen wegen seiner Vermählung mit Leonores Tochter Maria von Portugal ziemlich weit gediehen, aber abgebrochen angesichts der hohen Pflichten und Hoffnungen, die das kaiserliche Haus in England zu haben glaubte. Nun kam Philipp mit 70 Schiffen und dem Herzog von Alba als Obersthofmeister nach England. Karl hatte ihn soeben zum Könige von Neapel gemacht, damit auch er den Königstitel trage, wie seine Gemahlin. Schon am 25. Juli 1554 erfolgte die Trauung in Winchester. Welch unerhörte Ausichten für das Haus Habsburg!

Angesichts dieser Ereignisse hielt es der Kaiser für angezeigt, die Sukzession in den Erblanden neu zu regeln. Er tat das in seinem fünften und letzten Testament vom 6. Juni 1554, dem freilich wie früher noch eine Reihe von Codicillen folgen sollte. Es ist schon in der großen, den Kaiser beherrschenden Stimmung geschrieben, daß er sich nun wirklich von der Welt trenne um der letzten Ruhe willen, nicht ohne seine Dynastie noch selbst in ihrer für den Niederländer wertvollsten Macht befestigt zu sehen. Er empfahl Gott seine Seele, wünschte Bestattung an der Seite seiner Gemahlin zu Granada, verordnete 30 000 Seelenmessen und 30 000 Dukaten Almosen. Auch legte er dem Erben die Vollstreckung der Testamente seines Vaters und seiner Großeltern Maximilian und Marie ans Herz, ebenso die Bezahlung aller Schulden aus den Renten der drei Ritterorden von Spanien. Zur Beruhigung seines Gewissens wünschte er Nachforschungen über seine Rechte auf Piacenza und auf Navarra.

Seinem Sohn und Erben empfahl er wie früher die Erfüllung seiner Pflichten gegenüber Gott und seiner heiligen Kirche, die Förderung der Inquisition,

die Pflege der Gerechtigkeit, die Fürsorge für die Untertanen, besonders für die Kleinen und Bedürftigen gegen die Mächtigen und Granden. Auch andere Anliegen, die den Kaiser früh beschäftigten, kehren wieder, wie die Versorgung der Inquisitoren mit Kanonikaten, damit sie nicht angewiesen seien auf den Gewinn aus den Gütern der Angeklagten; ferner die Rückgewinnung verlorener Domanialgüter und Kronrechte, soweit irgend möglich.

Für Spanien verfügte er die strengste Primogenitur der männlichen Erben, wobei für Don Carlos, der ja seine Mutter bei der Geburt verloren hatte, auch eine Regentschaft vorgesehen war. Die Kinder Philipps und der Mary aber sollten wie in England, so auch in den Niederlanden herrschen, mit Einschränkungen nur, wenn es sich um eine Tochter handeln würde.

Das Testament rechnete mit neuen ungeheuren Möglichkeiten. Die Vereinigung Englands mit den Niederlanden in einer Hand und zugleich in der doppelten dynastischen Anlehnung an das Reich und an Spanien, das war eine Umschließung Frankreichs, die es wirklich fast erdrückte. Hier liegen neben der fortlaufenden Verkettung der Ereignisse vielleicht die tiefsten Gründe für das leidenschaftliche Kampfbegehren Heinrichs II und seiner Generale in den nächsten Jahren und die noch viel heftigere Gegnerschaft des Neapolitaners Pauls IV aus dem Hause Carafa, der am 23. Juli 1555 an Stelle Julius' III und des ihm in wenigen Wochen im Tode gefolgten Papstes Marcellus den Stuhl Petri besteigen sollte; denn er sah auch den Kirchenstaat völlig umflammt ohne eine ebenbürtige Gegenmacht.

Grenzenloses Ruhebedürfnis und Todesgedanken drängten den Kaiser immer wieder zur Ausführung seiner so oft erwogenen Pläne, sich jeglicher Regierung, ja aller Weltlichkeit überhaupt zu entäußern. Aber die auf allen Seiten aufgefürmten Wetterwolken hielten ihn von Monat zu Monat zurück.

Die französischen Truppen überschritten an mehreren Stellen die Grenzen der Niederlande, nahmen Marienburg, Bouvines, Dinant. Philibert Emanuel von Savoyen, jetzt kaiserlicher Oberbefehlshaber, stemmte sich den Franzosen entgegen. Der Kaiser selbst ließ sich in einer Sänfte ins Feld tragen und nahm noch teil an dem Entsaß von Kenty. Gleichzeitig liefen die aufregendsten Nachrichten aus Italien ein. Der Marchese von Marignano und Herzog Cosimo von Florenz erwehrt sich der Franzosen unter dem alten Gegner der Kaiserlichen Pietro Strozzi. Sie verfolgten die Franzosen bis vor Siena, das Blaise de Monluc verteidigte. Nach bangeren Monaten gab es hier wenigstens einen großen Erfolg in der Kapitulation Sienas am 2. April 1555. Aber, auch das änderte nichts an der Haltung Frankreichs.

Ein Versuch der Königin von England, zwischen dem Kaiser und Frankreich in Gravelingen zu vermitteln, scheiterte. Die französischen Vertreter griffen, wie beide Teile es seit vierzig Jahren getan hatten, von den Tagesfragen sogleich in die allgemeinsten Möglichkeiten. Sie forderten nicht nur Piemont und Savoyen, sondern auch Asti und Mailand für den jungen Herzog von Orléans — nun schon die dritte Generation dieses Titels mit denselben Ansprüchen. Navarra begehrten sie für den Herzog von Vendôme, Anton Bourbon. Die Kaiserlichen dagegen wollten umgekehrt Savoyen und Piemont herstellen, gegebenenfalls mit der Hand der Schwester Heinrichs II für Philibert Emanuel, dafür Mailand zwar für Don Carlos behalten, aber nach alten Rezepten unter Verbindung mit Elisabeth von Frankreich. Das alles zerschlug sich, und nach einer kurzen Waffenruhe wüteten die alten Kämpfe.

Auf dem Boden Italiens erhob sich Paul IV wie ein anderer Gregor VII oder Innocenz III, abgehärtet, asketisch, leidenschaftlich, aber großartig in Worten und jetzt auch in dem Rauch der Herrschaft und des fürstlichen Daseins. Radikal wie in seinen kirchlichen Reformbestrebungen auch in den politischen Anschauungen eines Italieners der alten Zeit, zum letzten Mal in diesem Jahrhundert derartig erfüllt von den Ideen einer „Befreiung Italiens“, ohne doch aus den Rivalitäten und Privatfehden der alten Kardinalsfamilien herauszufinden und ohne die Möglichkeit, sich der Spanier anders zu erwehren als durch die Franzosen. So erklärte er die Spanier für die Brut der Mauren und Juden, meinte von dem kaiserlichen Botschafter Bernardino Mendoza, ihm genüge zu wissen, daß er der Bruder des Diego sei. Dagegen vertraute er blind und entschlossen den Franzosen, die in Neapel immer noch zu Italienern geworden seien. Er wollte auch Florenz wieder befreien; dafür eiferte er so gut gegen die Colonna, Sforza Santa Fiore, wie gegen das Haus Medici. Die Gesandten des Königs von Frankreich, Lansac und der Kardinal von Lothringen fanden bei ihm begierige Aufnahme. Seine Politik gipfelte schließlich in dem Geheimvertrag mit dem Kardinal von Lothringen wegen Übertragung Neapels an einen Sohn des französischen Königs vom 15. Dezember 1555; Sizilien sollte an Venedig fallen, denn der Papst verstand unter Italien nur die vier Mächte Mailand und Venedig, den Kirchenstaat und Neapel.

Auch der Kaiser ließ nun Ernst machen. Er sandte den Herzog von Alba nach Italien und ließ vernehmen, wenn die Tollheiten seiner Heiligkeit nicht aufhörten, so fühle auch er sich frei vor Gott und der Welt. Wieder wie vor zwanzig oder dreißig Jahren bedrohten die Generale des Kaisers den Kirchenstaat und Rom.

Mitten in solchen Stürmen, die eine Wiederkehr aller alten Lebenskämpfe des Kaisers anzukündigen schienen, entschloß er sich nun doch zur Abdankung. Der Tod seiner Mutter am 13. April 1555, die langsam zur Gewißheit gewordene Unfruchtbarkeit der Königin Mary, was das Scheitern aller englischen Pläne bedeutete, die immer noch zunehmenden körperlichen Beschwerden, die tatsächlich seit Jahr und Tag erfolgte Abwendung von Deutschland, das mit dem Augsburger Religionsfrieden eigene Wege ging, wirkten in ihm zusammen.

Er begann mit der Niederlegung der Souveränität des Ordens vom Goldenen Vlies am 22. Oktober 1555. Am 25. folgte die Übergabe der Niederlande an König Philipp im großen Saal des Schlosses von Brüssel. Es war eine erlauchte und ernst gestimmte Versammlung, vor der Karl, gestützt auf Wilhelm von Oranien, in Trauerkleidern erschien. Um ihn die Ritter des Ordens, die Generale, Räte und Statthalter der Niederlande, Philibert Emanuel von Savoyen, die Herzogin Christine von Lothringen, Erzherzog Ferdinand von Osterreich. König Philipp und die Königinnen Eleonore und Marie.

Der Staatsakt wurde eingeleitet mit einer förmlichen Verkündigung des kaiserlichen Willens durch den Rat Philibert von Brüssel. Dann erhob sich der Kaiser selbst. Er gab, wie früher so oft, mit einem Zettel in der Hand einen Rückblick auf sein Leben. Vor vierzig Jahren sei in demselben Saale seine Emanzipation ausgesprochen. Dann sei er berufen zur Nachfolge seines Großvaters Ferdinand in Spanien, seines Großvaters Maximilian im Reich. Er fand die Christenheit zerrissen, seine Reiche umgeben von feindlichen Nachbarn, deren er sich zeitlebens zu erwehren gehabt habe. Neunmal sei er nach Deutschland gezogen, sechsmal nach Spanien, viermal nach Frankreich, zweimal nach Afrika und zweimal nach England. Jetzt rüste er zur letzten Fahrt nach Spanien. Es schmerze ihn tief, daß er den Seinen nicht den Frieden hinterlasse, der stets sein letztes Ziel gewesen sei. Er habe alles eingesetzt, Ruhe, Leben und die Mittel seiner Staaten. Jetzt versagten ihm die Kräfte, seine Gesundheit sei ruiniert; schon vor der letzten Fahrt ins Reich habe er sich am Ende gefühlt. Aber die unendlichen Sorgen und Unruhen in der Christenheit hätten ihn immer wieder angetrieben, alles aufs Spiel zu setzen was er habe. Nachdem es dem Könige von Frankreich und einigen Fürsten mißlungen sei, ihn gefangen zu nehmen, habe er versucht, Meß zurückzugewinnen, mitten im Winter, aber Kälte, Nässe und Schnee hätten das Unternehmen zum Stehen gebracht. Es liege in Gottes Hand, zu nehmen und zu geben. Er danke Gott, daß er ihm so oft geholfen habe. Nun fühle er sich todmüde, wolle seine Länder an König Philipp geben, wie das Reich an Ferdinand.

Dann folgte der alle Anwesenden überwältigende Schluß der Szene, als er seinen Sohn zum Festhalten am Glauben der Väter und zur Pflege von Frieden und Recht ermahnte. Er selbst habe oft geirrt, aus Jugend, aus Eigensinn, aus Schwäche. Aber mit Willen habe er niemandem Unrecht tun wollen. Soweit es doch geschehen, bitte er um Verzeihung.

Bleich sank er in seinen Sessel nieder.

Im Saale hörte man das Schluchzen der Ergriffenheit, sah die Tränen der hohen Damen, auch des Kaisers, der sich deswegen entschuldigte; sah, wie sich der Sohn und Erbe dem Vater zu Füßen warf und sein Gelöbniß ablegte im Sinne des Vaters. Dieser zog ihn zu sich empor, um ihn zärtlich zu umarmen. Danach wandte sich der Prinz zur Versammlung, beklagte, die Sprache des Landes nicht besser zu verstehen, und ließ den Bischof von Arras in seinem Namen reden. Auch die Königin Marie nahm das Wort und verabschiedete sich. Sie wollte mit Eleonore zusammen dem Bruder nach Spanien folgen. Die Königinnen waren gleich ihm in schweren Schicksalen, Marie in unermüdlicher Tätigkeit verbraucht. Auch ihr dankte der Kaiser bewegt.

Wo erlebt es die Weltgeschichte sonst, daß eine ganze Generation freiwillig vom Schauplatz abtritt? Und in solcher Form. Das Jahrhundert der Hochrenaissance gab auch seinen weltgeschichtlichen Szenen ihren Stil. Es erlebte sich selbst in einer bisher unerhörten Bewußtheit und Ausdrucksfähigkeit.

Auf die Abdankung in den Niederlanden ließ der Kaiser am 16. Januar 1556 die Übergabe von Castilien folgen, von Aragon, von Sizilien und den Neuen Indien. Auch für diese Vorgänge liegt uns seit kurzem der anschaulichste Bericht vor. Dieses Mal vollzog sich der Akt nicht im großen Saal, sondern im Wohngemach des Kaisers. Der Kreis war enger, die Stimmung ähnlich. Karl knüpfte an den Staatsakt vom 25. Oktober an. Nur betonte er jetzt noch mehr seinen Wunsch, ganz dem Dienste Gottes zu leben. Er bekannte sich damit noch einmal deutlich zu der alten Zeit, die Gott besser zu dienen glaubte in der Einsamkeit, als durch den Einsatz im Leben. Förmlich übergab der alte Kaiser seinem Sohn eine Kassette mit seinen Testamenten und Codicillen und sprach dabei ausdrücklich von jener Urkunde im Anschluß an seine Instruktionen von 1543, durch die er für den Fall einer Gefangenschaft seine Auslösung verboten hatte. Im übrigen sei er kein letrado, also kein Jurist, aber er erinnere sich aus einer Lektion des heiligen Augustinus, daß Testamente erst gültig würden durch den Tod des Testators. Er habe nur noch einen Rest des Lebens und diesen lediglich zur Sühne seiner Sünden, zur Entlastung seines Gewissens.

Von dem Sekretär Crasso wurden die Staatsakte für Castilien und Leon, sowie für die Neuen Indien in spanischer Sprache durch Notariatsinstrument festgehalten und verlesen; von Vargas diejenigen für Aragon, die Inseln und Sizilien in lateinischer Sprache. Der Übergabe des Goldenen Vlieses entsprach die Niederlegung der drei Großmeisterschaften von Santiago, Alcantara und Calatrava, ebenfalls zugunsten Philipps.

In den Tagen der Abdankung bewohnte der Kaiser in seinem Bedürfnis nach Ruhe, aber auch nach ausdrucksvoller Symbolik ein vornehmes, aber kleines Haus im Park des Schlosses. Hier erlebte er den Abschluß des Waffenstillstandes von Boucelles mit Frankreich und seine Ratifikation. Hier also empfing er den Admiral von Frankreich, Gaspard von Coligny, zur Übergabe seines Beglaubigungsschreibens, kaum noch imstande, den Faden des Briefes mit seinen kranken Fingern aufzureißen. Er scherzte über seine geschwundene Kraft, rühmte sich seiner Abstammung aus dem Hause der Valois und erzählte von den Jahren, da auch er noch ein Kavalier gewesen sei, eitel auf seine Erscheinung, wie in Neapel 1536.

Eigentümlichste Berührung der Zeiten, daß gerade die späteren Führer der Hugonotten und des Freiheitskampfes der Niederlande, Oranien und Coligny, Helden und Opfer zugleich, das Zusammenbrechen der letzten großen Persönlichkeit der alten Generation so unmittelbar erlebten.

Maximilian und Karls Tochter Maria erschienen zur Verabschiedung in den Niederlanden. Karl hatte sich sehr danach gesehnt und oft gemahnt; er begehrte auch seinen Bruder Ferdinand noch einmal zu sehen. Dazu kam es nicht. Dafür sandte der Kaiser durch Oranien mit Schreiben vom 12. September 1556 die Übergabe des Kaisertums zur Verfügung seines Bruders. Er versicherte ihn seiner unveränderlichen brüderlichen Gesinnung und überließ ihm die Bestimmung des richtigen Zeitpunktes. Erst im Februar 1558 sollten die Kurfürsten die kaiserliche Abdankung annehmen und Ferdinand erheben. Über die Vorteile der spanischen Sukzession, zum mindesten eine enge Verbindung zwischen Ferdinand und Philipp von Spanien, verbreitete sich noch einmal ein umfangreiches Aktenstück. Aber wir sehen nicht, daß es zu irgend einer Abrede, auch nur zu einem wirklichen Versuch der Regelung in diesem Sinne gekommen wäre.

In Spanien war inzwischen der Name des neuen Souveräns ausgerufen. Allenthalben sollten die Flaggen wehen und die Proklamationen verlesen werden. Als erster Grande des Reiches huldigte der kleine Don Carlos seinem abwesenden Vater. Er rief vor dem entfalteten Königsbanner, das man ihm hielt, den alten Ruf: Castilla, Castilla, por el rey don Felipe!

Am 8. August 1556 schied der Kaiser aus Brüssel. Philipp begleitete ihn bis Gent. Am 28. August trennten sie sich, um sich niemals wiederzusehen. Von Seeland aus, wie auch früher, steuerten 56 Segel mit dem Kaiser, den Königinnen und einem noch immer ziemlichem Gefolge nach Spanien. Das Kaiserschiff war mit allen denkbaren Bequemlichkeiten ausgestattet. Am 28. September abends landeten sie in Laredo, einem kleinen Hafen an der Nordküste östlich Santander. Von hier ging es über Burgos nach Valladolid. Empfänge verbat sich der Kaiser. Nur sein Enkel Don Carlos durfte ihn unterwegs kurz vor Valladolid, in Cabezon, begrüßen. Immerhin, in Burgos hatten alle Glocken geläutet und die Fenster waren illuminiert; der Connétable von Castilien hatte aufgewartet. In Valladolid empfing der Kaiser die Regentin, seine Tochter Juana. Dann eilte er bald weiter südwärts über den Paß von Tornavacas auf beschwerlichen Gebirgspfaden in die Landschaft Estremadura, das Flußgebiet des Tajo, westlich von Toledo.

In der Vera de Plasencia, den Berglehnen, die gegen Süden der Sonne geöffnet, gegen Norden von der Sierra de Gredos geschützt sind, nahm der kleine Hof zunächst in Jarandilla, dem Schloß des Don García Alvarez de Toledo, Grafen von Dropesa, Quartier. Es war ein schöner Herbst, und der Kaiser gab sich, wie vielleicht nur in den Tagen seiner jungen Ehe zu Sevilla und Granada, von den Zimmern und Terrassen des Schlosses ganz den Blumen, den Früchten, der Sonne hin. Am 25. November besuchte er zum ersten Male das Hieronymitenkloster Juste, neben dem für ihn die kaiserliche Villa erbaut wurde.

San Jeronimo de Juste

Karl V hatte während seiner früheren spanischen Jahre nur einmal den Süden aufgesucht, Sevilla, Cordoba und Granada. Einmal war er von Algier in Cartagena gelandet, um über Murcia, Albacete und Ocoña nach Madrid zurückzukehren. Einmal war er nach Valencia gekommen zur Entgegennahme der Huldigung. Aber große Teile des Landes sind ihm zeit lebens fremd geblieben. Weit aus am meisten weilte er in Altcastilien, in der Landschaft um die Cortesstadt Valladolid, in Tordesillas, Palencia, Tudela und Burgos. Von hier aus hatte er sehr oft die Fahrt nach dem Osten hin und zurück gemacht, den Duero aufwärts über Aranda, Calatayud nach Saragossa, und weiter zu den Cortes nach Monzon oder über den Montserrat zu den Häfen von Barcelona

und Palamos. Aber sehr häufig hielt er sich auch im Gebiet des Tajo, um Madrid auf, wo alle Straßen zusammenliefen, wohin man auch von Barcelona über Saragossa, Calatayud und Siguenza gelangte. Hier um Madrid, in dem nahe gelegenen Alcala, in Aranjuez am Tajo und flußabwärts in Toledo, Talavera und Dropesa fand man ihn oft. Von Dropesa ging es südlich über die Sierra nach dem vornehmsten Kloster der Hieronymiten, der Santa Maria de Guadalupe. Westlich von Dropesa aber, ziemlich nahe diesem Hauptgebiet von Neucastilien, lagen Jarandilla und San Jeronimo de Yuste — gar nicht irgendwo in unbekannter Wildnis, nur ein wenig abseits von dem Raum, in dem der Hof sich oft bewegte, wo die Kaiserin gelebt hatte und gestorben war.

Der Orden der Hieronymiten hatte zwar etwas ausgesprochen Spanisches, war aber mit seiner Augustinerregel und seiner vornehm kontemplativen Haltung ähnlichen Kongregationen in der ganzen Christenheit nahe verwandt. Er war einer der meistbegüterten in den Königreichen, Wächter vornehmer Heiligtümer, wie Guadalupe, und auch Wächter der königlichen Grabstätten.

Alles dieses mag zusammengewirkt haben, den Kaiser zu bestimmen, sich eine Wohnstätte in Anlehnung an das Kloster Yuste vorzubereiten. Von den Fenstern und Gärten von Jarandilla sah man das Kloster in geringer Entfernung liegen und die höfische Dienerschaft, die ohnehin mit einiger Beklemmung den stillen Tagen entgegensah, bemerkte mit Sorgen, wie sich auch bei schönem Wetter die Nebel um die Höhen des Klosters ballten, vollends wenn starke Regen von Süden her gegen die Gebirge schlugen. Als aber der Kaiser an jenem 25. November den Stand der Bauten und Einrichtungen in Augenschein nahm, machte sich alles freundlicher und sonniger, als man gedacht hatte. Es schien doch eine schöne und stille Zuflucht zu werden.

Am 5. Februar 1557 nachmittags zog der Hof endgültig in Yuste ein.

Die Villa des Kaisers war nach dem Raumgefühl der Renaissance aufs einfachste gegliedert, im Unter- und Obergeschoß je vier lichte herrschaftliche Zimmer. Eines der Zimmer des Obergeschoßes hatte einen unmittelbaren Zugang zu der nördlich etwas höher dahinter liegenden Klosterkirche, so daß der Kaiser sich bequem dorthin begeben, aber auch von seinem Zimmer aus den Hochaltar von der Südseite erblicken konnte. Nach Ost und West dehnten sich, morgens und abends der Sonne zugewandt, Terrassen mit Gartenanlagen, auf denen der Kaiser oft im Freien saß. Zwischen Gruppen von Bäumen und dem westlich gelegenen Wäldchen öffnete sich die Aussicht breit nach Süden. Mauern umschlossen das Anwesen, in dem rieselnde Bergwasser den Pflanzen Nahrung und den Menschen Erfrischung boten.

Im Innern kostbarer Hausrat, niederländische Gobelin, auserlesene Teppiche, Ölbilder, Werke der Kleinkunst und eine Menge von Instrumenten und Uhren auf schönen und kostbaren Möbeln. Keine Rede also von einem asketisch-mönchischen Leben oder gar einer äußeren Gemeinschaft mit dem Kloster. Wohl aber war alles abgestimmt auf das unendliche Ruhebedürfnis und die innere Sammlung des zum Greise gewordenen kaiserlichen Herrn.

Die überwiegende Menge des Gefolges und der Dienerschaft wohnte entweder in einem Flügel des Klosters oder in dem ganz nahen Dorfe Quacos. Außer dem Haushofmeister oder Mayordomo, Don Luis Mendez de Quijada, Herrn von Villagarcia, dienten dem Kaiser sein Sekretär Martin de Gaztelu, der Arzt Dr. Mathys aus Brügge und sein Landsmann Wilhelm van Male, Diener, Vorleser, Helfer und Tröster. Sie alle waren eifrige Brieffschreiber, und wir haben aus dem ganzen Leben des Kaisers nicht so genaue Kenntnis seines körperlichen Befindens, seiner täglichen Beschäftigungen, der eintreffenden Briefe und Besuche, wie aus diesen Jahren.

Von den Mönchen, die vielfach gemäß den Wünschen des Kaisers nach ihren Singstimmen und sonstigen Gaben von anderen Klöstern eingetauscht wurden, dienten einige dem Kaiser ganz besonders. Doch behielt er seinen eigenen Beichtvater Juan de Regla, mit dem er oft viele Stunden in geistlichen Gesprächen verbrachte. Die Bibliothek war bescheiden, doch fehlte neben den Erbauungsbüchern, neben Boethius und Augustinus, auch die weltliche Literatur nicht ganz; der Kaiser hatte seine astronomischen Bücher, seine Karten und seinen Cäsar bei sich, auch des Burgunders Olivier de la Marche Laten Karls des Kühnen, sowie seine eigenen Aufzeichnungen und Bände seiner Itinerare. Eine französische Übersetzung der heiligen Schrift hatte er sich von der Inquisition eigens gestatten lassen, da ihre Lektüre in der Landessprache sonst verboten war.

Mit einer Apanage von jährlich 20000 Dukaten war der kleine Hof von etwa 50 Personen, der ohnehin aus der Nachbarschaft, von der Regentin und sonst fortwährend mit guten Sachen versorgt wurde, unschwer zu führen. Man hielt einige Haustiere und diente der Tafel auch durch die Jagd. Gäste wurden in Quacos oder in Jarandilla untergebracht. Nur als die beiden Königinnen ihren kaiserlichen Bruder einmal zur beiderseitigen Freude besuchten, ließ er ihnen ein Zimmer in seiner Villa selbst einrichten.

Der Klosterfrieden von Juste blieb nicht ungestört. Philipp, Juana, die Staatssekretäre und alten Diener des Kaisers waren doch zu sehr an das Wort des lange so gewaltigen Herrschers gewöhnt, als daß sie ihn nicht mit laufen-

den Berichten geehrt, mit Briefen und Bitten fortgesetzt bestürmt hätten. So schlug der Lärm der großen Welt, wie das Rollen ferner Fronten, in auf- und abschwellenden Erregungen auch an die kaiserlichen Ohren. Und er hatte zu lange und zu leidenschaftlich in den Händeln dieser Welt gelebt, als daß sie ihn nicht immer wieder innerlich berührt hätten.

Gelegentlich bestimmten die dringenden Schreiben und Botschaften oder die Bedeutung der Nachrichten selbst den Kaiser noch zu Eingriffen in das Getriebe der Welt, wenn er auch beharrlich jede Bitte ablehnte, in irgendeiner Form die Regierung, sei es in Spanien oder sonstwo, wieder zu übernehmen.

Als Frankreich die Waffenruhe von Vaucelles brach und Paul IV gegen alle Anhänger des Kaisers im Kollegium der Kardinäle, ja allgemein in Italien eiferte, und der Herzog von Alba in den Kirchenstaat wirklich eingerückt war, um die spanisch kaiserlichen Interessen auch in bewährten Freunden wahrzunehmen, äußerte Karl seine lebhafteste Unzufriedenheit über einen zu früh geschlossenen Vergleich, der nur dazu dienen konnte, daß sich die Carafa mit den Franzosen verbanden. Er mahnte die Regentin zur Verteidigung der Grenzen und beriet sie dabei.

Als dann gar das von ihm Gefürchtete eintrat und das Bündnis zwischen Frankreich und dem Papste den jungen Philipp in ernste Bedrängnis brachte, griff der alte Kaiser noch einmal ungeduldig ein. Ende März 1557 erschien bei ihm Philipps Vertrauter Ruy Gomez, später Herzog von Eboli, um Rat und Hilfe zu holen. Der Kaiser, vom Jorn erfüllt über die Verschleppung der Geldbeschaffung für seinen Sohn und die Undurchsichtigkeit der Verhältnisse bei der Casa de contratacion in Sevilla, wandte sich so gebieterisch nach allen Seiten, daß bald viele Hunderttausende von Dukaten flüchtig wurden. Gestützt auf diese Mittel, die Erfolge Albas, die Haltung Cosimos, wurde die Lage in Italien gegen die Guise, Brissac und Ferrara hergestellt, während an der niederländischen Grenze Philibert Emanuel und Graf Egmont die Möglichkeit erhielten, aus dem Ringen um St. Quentin am 10. August einen der glänzendsten Erfolge des Jahrhunderts davonzutragen. Karl nahm an allem den unmittelbarsten, durch keine klösterlichen Stimmungen gedämpften Anteil.

Vollends in einer vorwiegenden Familiensache, dem Regentenschaftsstreit in Portugal zwischen seiner Schwester Katharina als Witwe des letzten Königs Juans III und seiner Tochter Juana, der Infantin-Witwe und Mutter des Thronerben Don Sebastian, gab er die letzte Entscheidung zugunsten Katharinas, wohl auch weil er im Sinne Philipps die Regentin Juana in Spanien nicht entbehren zu können glaubte.

Noch viel gewichtiger der Plan Karls, schon jetzt Vorsorge zu treffen für den Fall, daß der kleine Don Sebastian vorzeitig stirbe, da dann das Haus Portugal allein auf dem Kardinal-Infanten Heinrich und etwa Leonores Tochter Maria stand. Karl sandte den früheren Hofmarschall der Kaiserin, den ehemaligen Herzog von Gandia, jetzt als Priester der Gesellschaft Jesu nur noch Pater Francisco Borja, nach Portugal und erreichte das Einverständnis Katharinas mit einer Pragmatica zugunsten des Don Carlos, der in der Tat von Mutter und Großmutter her Erbe von Portugal sein mußte, falls Don Sebastian vor ihm aus dem Leben schied. Die Stimmung in Portugal ließ Katharina freilich auf den Vollzug verzichten, aber Karls Sorge ergriff doch bereits begierig den paniberischen Gedanken, der sich auf anderem Wege unter seinem Sohne Philipp später verwirklichen sollte und das Weltreich der Kolonien verdoppelte.

Wir schweigen von den kleinen Vorfällen in Juste selbst, die uns die reichliche Korrespondenz und die breite Chronik der Mönche überliefern. Die Königin Leonore erlebte das so lange gewünschte Wiedersehen mit ihrer Tochter Maria, um bald danach in Talaveruela für immer die Augen zu schließen, am 18. Februar 1558. Noch einmal besuchte nun die doppelt vereinsamte Königin Marie den kaiserlichen Bruder in seiner Villa und weilte bis zum 16. März. Der Kaiser hatte sich auf Wunsch Philipps bereit erklärt, Marie zur Wiederübernahme der Regentschaft in den Niederlanden zu bestimmen, und es war ihm bei der Verschlimmerung seiner Krankheit eine lebhaftere Freude, daß sie zusagte. Ihre Gesundheit hinderte sie dann freilich doch, der Zusage Folge zu geben. Die ärgsten Sorgen für die Niederlande vergingen auch, als Egmont am 13. Juli noch den Sieg von Gravelingen über die Franzosen unter de Thermes erfocht, als dieser von Dünkirchen nach Calais durchbrechen wollte. Nun zeichneten sich doch die ersten Umrisse einer allgemeineren Beruhigung der Welt ab, die im nächsten Jahre zum Frieden von Cateau-Cambresis und damit einstweilen zur Versöhnung von Frankreich und Spanien führte.

Quijada lebte vielfach abwesend von Juste in Villagarcia bei seiner Frau Magdalena Ulloa. In ihrem Hause wuchs auch der ursprünglich dem Musiker Massi in Pflege gegebene Sohn der Barbara Blomberg auf, den sie noch Jeronimo nannten. Als Magdalena im Sommer 1558 ihrem Manne nach Quacos folgte, und der noch unerkannte Kaisersohn Dienst als Page tat, wird er in seiner frischen blonden Erscheinung mit den lebhaften blauen Augen eine späte Freude seines Vaters gewesen sein. Jedenfalls sorgte dieser durch ein besonderes Codicill für seine Zukunft und durch ein Legat für seine Mutter.

Im Sommer zog sich der Kaiser theils durch die unüberwindlichen Eigenwilligkeiten seiner Ernährung, theils durch Unvorsichtigkeit gegenüber den sehr kühlen Morgenwinden dieser Gegend eine gefährliche Erkältung zu und eine Verschlimmerung der Sicht in allen seinen Gliedern. Es folgten die letzten schmerzhaften Wochen, und die Berichte von Juste sind jetzt erfüllt von Sorgen. In dieser Zeit ließ der Kaiser einmal eine umständliche Totenfeier für seinen Vater und seine Großeltern veranstalten, die den Anlaß gegeben hat zu der späteren Legende von der Totenfeier für seine eigene Person mit all ihren schauerlichen und unsinnigen Ausgestaltungen.

Der Kaiser litt bereits derartig unter seinem Zustande, daß er Besuche scheute. Die Regentin Juana kündigte sich an, aber er lehnte ab. Aus eigenem Antrieb erschien aus der Nachbarschaft der alte Freund Don Luis d'Avila, Großkomtur von Alcantara. Dann fügte es der Zufall, daß als Bote Philipps einer der früheren Prediger des Kaisers, Carranza, jetzt Erzbischof von Toledo, in Juste erschien, als der Zustand des Kaisers schon sehr besorgniserregend geworden war. Für den Sekretär Gaztelu wurden beschleunigt die Rechte eines Notars erwirkt, und es gelang noch in den nächsten Tagen, das Codicill mit dem letzten Willen des Kaisers und seinen Bestimmungen über Hausrat und Dienerschaft abzuschließen und auszufertigen. Jetzt wollte der Kaiser unter dem Hochaltar von San Jeronimo selbst beigeseßt sein, vereint mit der Kaiserin, doch überließ er die letzten und entscheidenden Anordnungen auch dafür seinem Sohne. Sehr ernst und sehr hart ermahnte er Regentin und Sohn zum Vorgehen gegen die Lutheraner, von denen man soeben zwei gefährliche Herde in Sevilla und Balladolid entdeckt hatte. Beide gingen von Theologen aus, die der Kaiser einstmals schätzte, und die mit ihm in Deutschland gewesen waren, Constantin Ponce de Leon und Augustin Gazalla. So berührten den Kaiser bis zum letzten Atemzuge noch jene schwersten Fragen der Christenheit, an denen er in Deutschland gescheitert war.

In den Briefen des Dr. Mathys verfolgen wir durch den August und September Tag für Tag das Leben und den Krankheitszustand des Kaisers, wie ihn frische Früchte erfreuten, er aber zur Verzweiflung des Arztes dazwischen immer noch das ihm am wenigsten Zuträgliche begehrte. Gegen Mitte September wurde der Zustand hoffnungslos. Man überlegte die letzte Dlung. Der treue Quijada sträubte sich dagegen, so lange er konnte. Als aber der Zustand des Kaisers das Ende stündlich befürchten ließ, mußte auch er sich in das Unvermeidliche fügen. Karl nahm die ganze Folge der geistlichen Handlungen, die von der Kirche für die Sterbenden bestimmt sind, mit inbrünstigem Verlangen hin.

Nach altem Brauch ließ er geweihte Kerzen vom Montserrat bereitstellen, auch das kleine Kreuzifix, das schon die Kaiserin in ihrer letzten Stunde mit den sterbenden Fingern umklammert hatte. Der Erzbischof von Toledo reichte es ihm mit dem Hinweis auf den Kreuzestod Christi als die entscheidende Quelle der Gnade, — was dem altkirchlichen d'Avila als sehr protestantisch erschien und später noch in dem Inquisitionsprozeß gegen den Erzbischof ausgespielt werden sollte. Einer der Brüder des Klosters traf die Stimmung der frommen Umgebung des kaiserlichen Sterbebettes besser, wenn er von dem Heiligen des Tages, Matthaeus, hinüberlenkte zu dessen Bruder Matthias, dem Geburtstagsheiligen des Kaisers. Im Schutze dieser beiden Apostel, sagte er, könne der Kaiser ruhig in das Jenseits hinübertreten. Es war der 21. September, an dem Karl seinen letzten Atemzug tat.

Gläubig und zuversichtlich hatte er seinem Ende entgegengesehen. Er bewährte sich bis zuletzt als der Mann der tiefsten mittelalterlichen Frömmigkeit, als den wir ihn zeitlebens kennengelernt haben, hingegeben allen harten und kleinen Werken der Entföhnung, begierig, durch seine Mönche und durch die Almosen an die ländliche Bevölkerung, durch Seelenmessen nach seinem Tode und andere Bestimmungen seines Testaments des ganzen reichen Heilschatzes der Kirche teilhaftig zu werden. In seinem letzten Codicill war auch verordnet, daß der Hochaltar der Klosterkirche die „Gloria“, das heißt das große Bild der Trinität erhalten sollte, das von Sizian für den Kaiser gemalt war und das zu den Hauptstücken seines Nachlasses gehörte. Es gibt kein Zeugnis, das so augenfällig und so großartig das Innerste des alten Kaisers offenbart. Das mächtige Tafelbild zeigt in den Höhen des Himmels die göttliche Dreieinigkeit. Zur Seite die Gottesmutter. Vor ihr und um sie herum die Chöre der himmlischen Heerscharen, Engel, Heilige und Selige. Inmitten dieser Geborgenen, die der Anschauung Gottes schon gewürdigt sind, wagte es der Kaiser sich selbst darstellen zu lassen. Ihm zur Seite die verewigte Gemahlin, beide von Engeln geleitet, anbetend, schon im Zustande der Verklärung. Die abgelegte Kaiserkrone zu ihren Füßen. Das war der demütigste und doch stolzeste Ausdruck des kaiserlichen Lebensgefühles, der Gewißheit seiner Berufung durch Gottes allerhöchsten Willen, eine gewaltige Vision im Stil des Trecento, mit dem sich die Gegenreformation über die Hochrenaissance hin innerlich verbunden wußte.

Von hier fällt der Blick noch einmal auf die Jugend des Kaisers zurück, auf seinen niederländischen Lehrer Adrian von Utrecht, den späteren Papst, und auf seinen Großkanzler Gattinara, dessen Kaiseridee keine andere war, als der Kaisertraum Dantes, der Glaube an eine göttliche Weltordnung mit Kaiser-

tum und Papsttum je in ihrer Sphäre, beide voll höchster Verantwortung gegenüber der gesamten Christenheit. Nach dem Maße seiner Kräfte, aber mit vollkommenster Hingebung hatte dieser Mann im Sinne solcher Ideen seinen Lebensweg vollführt, — immer ein Mensch, und im täglichen Leben gebrechlich und schwach in Neigungen und Eigenwilligkeiten, aber in den bleibenden Zügen seines Willens, in der Tapferkeit seiner Haltung doch zur historischen Figur geworden.

Den Zeitgenossen schien ein ganz Großer dahingegangen. Sie maßen ihn nach der Weite seiner Reiche und dem Außerordentlichen seiner Taten; bald auch nach der Weisheit seiner früh bekannt gewordenen politischen Testamente. Für den Sohn und Erben wurde er zum Gegenstand einer fast abgöttischen Verehrung. Philipp II hat für den Tagesheiligen der Schlacht von St. Quentin, den heiligen Laurentius, das Riesenkloster des Escorial errichtet, zugleich als seinen eigenen Wohnsitz schon in seinen Mannesjahren. In diesem grandiossten aller Königgräber sammelte er im Jahre 1574 alle Gebeine der letzten und der eigenen Generation des erlauchten Hauses. Da ruhen nun Karls Mutter Juana, Karl V und Isabella von Portugal zusammen mit ihren früh verstorbenen Söhnen Hernando und Juan, ihrer Schwiegertochter Maria und den königlichen Schwestern Eleonore und Marie.



